

# KURT

DEZEMBER 2019

Studierendenmagazin für Dortmund

## \*RUMS!\*

Ein Geräusch aus dem Nichts.  
Besuch aus dem Jenseits?  
Kurt geht auf Geisterjagd.

# Eins vorab



TEXTSIMON KOSSE FOTO DANIELA ARNDT

Hallo zusammen,  
dieses Heft heißt garantiert wie niemand in eurem Bekanntenkreis: Kurt. Diesen Titel trägt das Magazin, das einst Pflichtlektüre hieß, seit Oktober 2017. Und genau so lange weiß ich nicht, warum überhaupt. Versteht mich nicht falsch, ich bin ein großer Fan des Vornamens. Kurt Krömer, Kurt Zouma und natürlich Kurt Cobain – alles richtig duftige Typen.

Zwei Jahre konnte ich den Fragen zur Bezeichnung des Magazins ausweichen wie Neo aus Matrix den Kugeln. Dann sagte mein Mitbewohner die Worte, die mein Leben verändern sollten: „Und warum genau heißt das Ding jetzt Kurt?“ In Schockstarre stand ich da, faselte irgendetwas von „Institut“, „cooler Name“ und „schon lange her“ – alles mit den Augen eines Rehs im Fernlicht.

Nach dieser Schmach begann ich mich mit dem Mann hinter dem Namen zu befassen. Kurt Koszyk, 1929 in Dortmund geboren, studierte erst Publizistik und Germanistik in Münster und danach Zeitungswissenschaften mit Nebenfach Anglistik in München. Was das jetzt mit Dortmund und unserem Heft zu tun hat? 1977 war er Gründungsprofessor des Modellstudiengangs Journalistik in Dortmund. Daraus entstand später das Institut für Journalistik. Und die Studierenden dieses Instituts produzieren mittlerweile sechs Ausgaben im Jahr.

Dieser Mann ist also maßgeblich dafür verantwortlich, dass ihr gerade dieses Heft in der Hand haltet und ich diese Zeilen schreibe. 2015 ist Kurt Koszyk mit 86 Jahren verstorben. Mit dem Namen unseres Magazins erinnern wir an sein Vermächtnis. Falls euch jetzt also jemand fragt, was ihr da lest – gern geschehen.

Ich wünsche euch viel Spaß beim Lesen.

*Simon*

Jeden Tag schmeißen Restaurants und Supermärkte noch essbare Lebensmittel in die Tonne. Robert holt sie wieder raus.

Das ist illegal. Ihm ist das egal. Unser Autor hat den Studenten eine Nacht beim Containern in Dortmund begleitet.

14



20 Früher hat Justin als Investment-Banker Wertpapiere verkauft. Mit dem Bankencrash 2008 verlor er seinen Job. Jetzt besitzt er eine eigene Kletterhalle. Über einen Neuanfang, den sich nur wenige trauen.

26

Sie werden beleidigt, angepöbelt und angegriffen. Gewalt bei Rettungseinsätzen ist für viele Helferinnen und Helfer Alltag. Die Dortmunder Sanitäterin Vivien erzählt.

# Inhalt

---



- 4 **MOMENTE**  
In der Weihnachtsbäckerei
- 6 **HOMOPHOBIE**  
Das schwierige Coming-out am Arbeitsplatz
- 10 **VERGEWALTIGUNG AN DER UNI**  
Über sexuelle Gewalt an Hochschulen
- 13 **SAG MAL, PROF ...?**  
Warum ist es wichtig, dass die Erde sich dreht?
- 14 **NACHTS IM EIMER**  
Unterwegs in Dortmunds Container-Szene
- 16 **LINKS DÖNER, RECHTS KEBAP**  
Warum ähnliche Läden oft nebeneinander liegen
- 18 **DROP IT LIKE BEATHOVEN**  
Deshalb lohnt es sich, klassische Musik zu hören
- 20 **GIPFELSTÜRMER**  
Justins Weg vom Banker zum Kletterhallenbesitzer
- 26 **ATTACKIERT IM EINSATZ**  
Eine Dortmunder Notfallsanitäterin berichtet
- 28 **WO BLEIBT DIE STAATSGEWALT?**  
Die Regierung muss Retterinnen und Retter schützen
- 29 **KURTS ARBEIT**  
Er weiß, wo sein Auto steht: Cedric ist Schiri
- 30 **TRINK DOCH EINEN MIT**  
Alles, was ihr über unser Trinkwasser wissen müsst
- 32 **GEISTREICHE TOUR?**  
Eine Nacht auf Gespensterjagd
- 37 **KURT UNTERWEGS**  
Kulturszene Ruhrgebiet: mehr als Frikko mit Senf
- 38 **KURTS TRIP**  
Gespannt wie ein Flitzebogen: Arrow-Tag im Check
- 39 **IMPRESSUM**  
Wer was wann wie gemacht hat und Rätsel

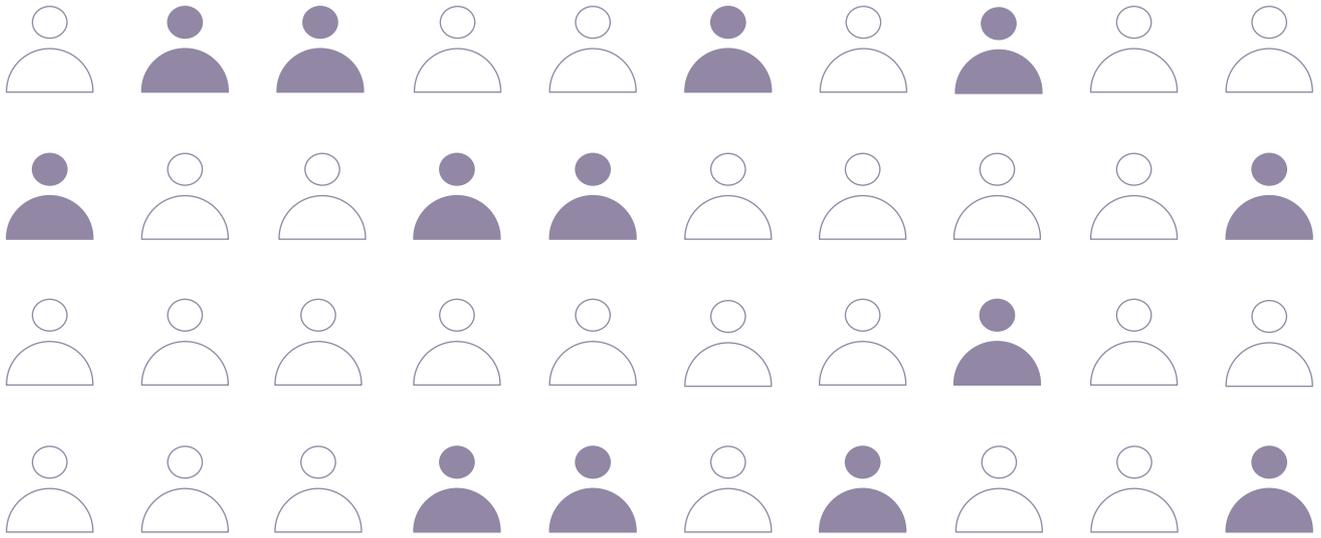
# Oh, du leckere Weihnachtszeit!



Unser Foto- und Layoutteam hat gebacken – da kommen nicht nur Engel und Tannenbäume, sondern auch Dinos, Alpakas und Elefanten in die Dose. Leider hat Kurt inzwischen alles weggekuspert und nur noch Krümel übrig gelassen. Wir hoffen, dass euch in der Weihnachtszeit nicht die Kekse ausgehen und wünschen euch ein frohes Fest!

FOTODANIELA ARNDT

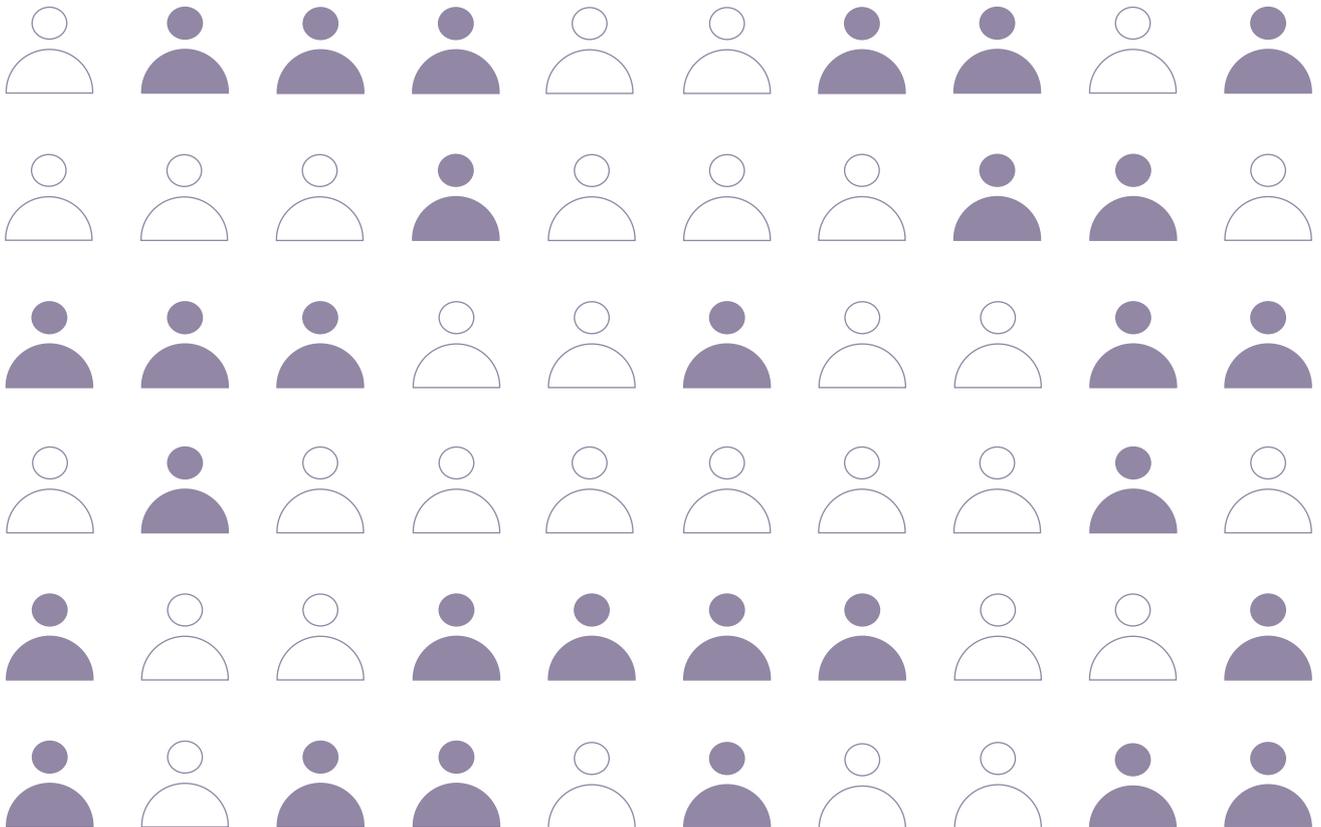


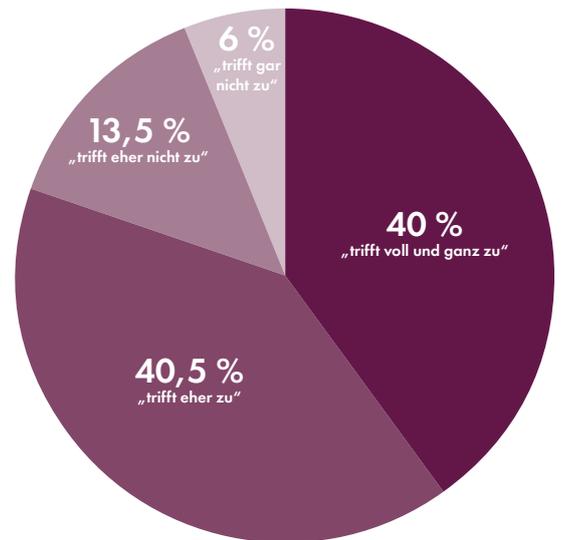


# SOLL ICH'S WIRKLICH SAGEN?

Diskriminierung von LGBT- und queeren Personen ist in Deutschland verboten.  
42 Prozent von ihnen lügen am Arbeitsplatz, wenn es um ihre sexuelle Orientierung oder Identität geht. Viele aus Angst – zwei Betroffene sprechen über ihre Erfahrungen.

TEXT DENISE FRIEMANN GRAFIK ANNEKE NIEHUES





## WERDEN HOMO- UND BISEXUELLE IN DEUTSCHLAND IMMER NOCH BENACHTEILIGT?

Bevölkerungsrepräsentative Befragung von mehr als 2000 Menschen ab 16 Jahren in Deutschland

Quelle: Antidiskriminierungsstelle des Bundes, 2017

Der Brief ist handgeschrieben in blauer Tinte. Zwei Seiten hält Luca\* in den Händen. Er sitzt am Esstisch, faltet das Papier langsam zusammen und wieder auseinander und betrachtet die Nachricht. Seine Stirn legt sich in Falten. Vor ein paar Monaten lag das Schreiben in seinem Briefkasten. Eine Entschuldigung seines Arbeitskollegen. Sechs Monate zuvor hatte er Luca als „Schwuchtel“ beleidigt.

In Deutschland identifizieren sich laut einer Studie von Dalia Research, einem Marktforschungsinstitut in Berlin, 7,4 Prozent der Einwohnerinnen und Einwohner als LGBT-Personen. Das heißt, sie sind entweder homo- oder bisexuell oder verstehen sich als transgeschlechtlich. Das sind mehr als in allen anderen europäischen Ländern. Obwohl es in Deutschland Gesetze gegen die Diskriminierung von LGBT-Personen gibt, scheinen sie am Arbeitsplatz oft ignoriert zu werden. Was das Outing bei der Arbeit betrifft, schneidet Deutschland im europäischen Vergleich der Unter-

nehmensberatung Boston Consulting Group am schlechtesten ab. Nur Wenige trauen sich. Die Befragten haben Angst davor, dass ihre Karriere darunter leiden könnte oder sie am Arbeitsplatz diskriminiert werden.

### DISKRIMINIERUNG ODER »NETT GEMEINT«?

Luca ist homosexuell und hat Diskriminierung am Arbeitsplatz erlebt. Eigentlich heißt er anders. Um sich selbst zu schützen, möchte er hier unter einem Pseudonym genannt werden. Bis vor Kurzem hat er als Personalentwickler gearbeitet und Fortbildungen und Trainings innerhalb seiner Firma organisiert. In dreieinhalb Jahren habe er regelmäßig Diskriminierung erfahren. „Es geht nicht immer darum, dass man direkt beleidigt wird“, sagt er. „Manchmal reicht schon ein pinker Smoothie, der dir auf den Tisch gestellt wird mit den Worten ‚Der passt doch zu dir‘.“ Das bezeichnet Luca als unbewusste Diskriminierung. „Wahrscheinlich ist das nicht

mal böse gemeint. Die Leute wissen manchmal einfach nicht, wie sie mit der Situation umgehen sollen und flüchten sich in Klischees.“

Auch direkte Diskriminierung habe Luca erlebt. Bei seiner Arbeit als Personalentwickler musste er an Fortbildungen und Trainings teilnehmen, die ihn für seinen Beruf schulen. „Bei so einem Training mussten wir in zehn Minuten einen Vortrag vorbereiten und halten. Da war das Stresslevel hoch und ich entsprechend nervös. In der Feedbackrunde hat mein Chef versucht, mich nachzumachen.“ Luca steht auf, stützt die eine Hand in die Taille und hält die andere angewinkelt auf Brusthöhe. „So stand er vor mir und dann ist er mit wackelnden Hüften eine Runde im Kreis gelaufen“, sagt Luca. Er sei entsetzt gewesen über dieses Verhalten. „Das war das erste Mal, dass ich mich wirklich fehl am Platz gefühlt habe auf der Arbeit.“ Trotzdem habe er nichts gesagt und normal weitergearbeitet – bis kurz vor Weihnachten.

\*Der richtige Name ist der Redaktion bekannt.

## COMING-OUT AM ARBEITSPLATZ IM GLOBALEN VERGLEICH

„Auf der Arbeit wissen alle oder nahezu alle meine Kollegen über meine Sexualität Bescheid.“ Dieser These stimmen in Deutschland deutlich weniger LGBT-Personen zu als in anderen Ländern. Befragt wurden weltweit etwa 4000 Personen unter 35 Jahren, die homo- oder bisexuell sind oder sich als Transgender identifizieren.

Quelle: Studie der Boston Consulting Group, Januar 2019



„Ich habe in meinem Job hart gearbeitet und trotzdem wurde ich nur selten auf Außentermine geschickt, wo ich Präsentationen und Trainings hätte halten müssen“, sagt Luca. „Die offizielle Begründung war immer, dass ich noch zu jung sei.“ Auf der Weihnachtsfeier habe er dieses Thema unter Kollegen angesprochen. Die Antwort „Na, weil du eine kleine Schwuchtel bist, schicken sie dich nicht raus“, habe ihn schockiert. „Da war ich wirklich perplex. Danach habe ich sofort gesagt, wie respektlos das ist, so etwas zu sagen.“ An diesem Tag sei für ihn klar gewesen, dass er so nicht mehr weiterarbeiten könne. Wenige Tage später reichte er seine Kündigung ein. Seit März arbeitet er bei einer Beratungsstelle der Stadt. „Mein Chef war im Endeffekt, glaube ich, auch ganz froh, mich los zu sein.“

### AUSHALTEN ODER SICH WEHREN?

Ein Jahr hat Michelle bei einem Radiosender gearbeitet. Wenn ihre Beiträge gesendet wurden, fiel aber nie Michelles Name, sondern ihr „Deadname“: Mit diesem Namen möchte sie nicht in Ver-

bindung gebracht werden, deshalb wird er hier nicht genannt. Als Deadname bezeichnet man den Namen, den eine transgeschlechtliche Person zur Geburt bekommen hat, mit dem sie sich aber jetzt nicht mehr identifizieren kann.

Michelle ist transgeschlechtlich und wurde in einem männlichen Körper geboren. Doch sie fühlt sich als Frau. Von Anfang an fiel sie bei ihren Kollegen durch ihre langen hellbraunen Haare auf. „Am Anfang haben sie mich in der Redaktion gefragt, ob ich auf Heavy Metal stehe. Ich habe schnell erklärt, dass es um etwas anderes geht“, sagt Michelle und lacht.

Ab dem Zeitpunkt war in der Redaktion klar: Das ist Michelle, sie ist eine Frau. Trotzdem hörte man in den Beiträgen, die die 23-Jährige produzierte, immer einen männlichen Namen. Das habe Michelle ändern wollen und beim Chef nachgefragt: „Es gab ein Gespräch mit der Sendeleitung und der Sekretärin. Ehrlich gesagt, glaube ich, dass sie dabei war, damit ich weiblichen Beistand habe.“ Das Ergebnis des Gesprächs: Es blieb alles so, wie es war. „Der Chef

meinte, dass es die Hörer verwirren würde, eine männlich klingende Stimme zu hören, die zu einem weiblichen Namen gehört.“

### ANSPRECHEN ODER RUNTERSCHLUCKEN?

Trotzdem arbeitete Michelle weiter beim Radio, bis sie vor einem Jahr eine Ausbildung als Kauffrau im Bereich E-Commerce anging. Der Ausbildungsleiter in ihrem neuen Job hat kein Problem mit ihrer Transsexualität und für ihre Mitschülerinnen und Mitschüler ist sie von Anfang an „einfach nur Michelle“. Trotzdem möchte sie nach einem Jahr Pause wieder zurück zu ihrem alten Arbeitgeber, um nebenbei beim Radio zu arbeiten: „Ich wollte eigentlich

# 85 %

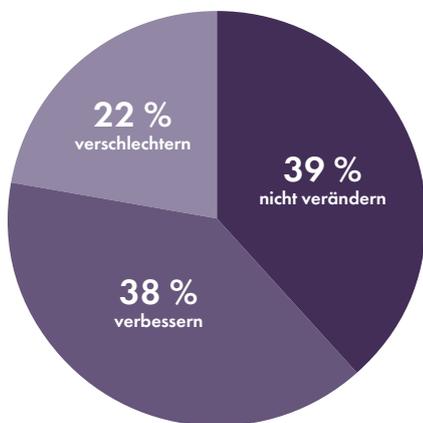
der befragten LGBT-Personen in Deutschland wären theoretisch bereit, sich im Job zu outen.

Quelle: Boston Consulting Group, Januar 2019

## COMING-OUT AM ARBEITSPLATZ IN DEUTSCHLAND

„Ein Coming-Out am Arbeitsplatz würde mein Leben im Allgemeinen ...“  
Die Grafik zeigt, was LGBT-Personen unter 35 Jahren in Deutschland zu dieser These sagen (Zahlen gerundet).

Quelle: Studie der Boston Consulting Group, Januar 2019



immer Journalistin werden. Mit den Leuten da hatte ich nie ein Problem, es war nur diese eine Sache, die mich gestört hat – dass ich in der Redaktion eine Frau sein durfte, aber im Radio nicht.“ Außerdem gebe es in ihrer Stadt kaum Alternativen, wenn es um einen Arbeitsplatz beim Radio gehe.

Jetzt möchte Michelle in den Sendungen aber endgültig mit ihrem weiblichen Namen angesprochen werden. „Im Nachhinein denke ich, dass ich mich damals selbst noch nicht zu 100 Prozent mit dem weiblichen Namen identifiziert habe und sehr unsicher war. Das hat sich mittlerweile geändert“, sagt sie. Für sie ist klar, dass sie entweder als Frau im Radio erscheint oder gar nicht. Das möchte sie ihrem ehemaligen Chef auch so sagen.

Trotzdem findet Michelle, dass Betroffene nicht alle Unannehmlichkeiten sofort ansprechen müssten. „Dass es sich in den meisten Fällen um starke Diskriminierungen und grobe Ungerechtigkeit handelt, steht außer Frage“, sagt sie. Ob diese thematisiert werden sollten, hängt für sie von vielen Faktoren

ab: „Ist die Situation für mich wirklich so untragbar? Kann ich es persönlich und auch finanziell verkraften, wenn ich eventuell meinen Job verliere? Und wird sich überhaupt etwas zum Positiven verändern?“ Für Michelle hängt diese Entscheidung mit der eigenen Schmerzgrenze zusammen.

### NACHFRAGEN ODER Klappe HALTEN?

Die Fragen, die sich Michelle stellt, beschäftigen auch viele andere LGBT-Personen. Aus Angst vor Diskriminierung würden laut der Studie der Boston Consulting Group 42 Prozent von mehr als 4000 Befragten gegenüber ihren Vorgesetzten lügen, wenn es um ihre sexuelle Orientierung geht. Für Luca war das nie eine Option: „Ich habe das auf der Arbeit zwar nie so rausposaunt, weil ich finde, dass es viel mehr Dinge gibt, die mich ausmachen. Aber wenn jemand gefragt hat, war ich immer offen und ehrlich. Das hat sich bis heute nicht geändert.“

In einem Punkt sind sich Michelle und Luca einig: Nachfragen ist immer besser. „Ich erkläre lieber zum hundertsten Mal,

## 18,14 € vs. 16 €

Durchschnittlicher Brutto-Stundenlohn eines heterosexuellen Mannes (links) und eines homosexuellen Mannes (rechts). Diese Differenz bleibt auch bei statistischer Berücksichtigung von Unterschieden unter anderem in Qualifikationen, Stellung im Beruf und Branche bestehen.

Quelle: Sozio-oekonomisches Panel des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung 2017, bevölkerungsrepräsentative Befragung

dass ich transsexuell bin, als so komische Blicke mitzubekommen“, sagt Michelle. Sie erwartet Toleranz: „Dass das für manche Menschen komisch ist, kann ich verstehen. Trotzdem erwarte ich, dass sie mich so akzeptieren, wie ich bin. Das mache ich ja auch bei allen anderen.“

Luca sieht das ähnlich. Er lebt nach dem Motto: „Leben und leben lassen.“ Seinem Arbeitskollegen hat er aufgrund des Briefs verziehen. „Im Endeffekt bringt es mir ja auch nichts, ihn jetzt zu hassen“, sagt er. „Natürlich kann man hinterher immer viel erzählen, aber das, was er schreibt, klingt aufrichtig. Sonst hätte er sich ja auch nicht die Mühe gemacht, einen Brief zu schreiben.“

Mit seinen Erfahrungen möchte er in Zukunft anderen LGBT-Personen helfen. Eine Freundin von ihm hat in Köln ein Start-up gegründet, das Personen, die am Arbeitsplatz diskriminiert werden, helfen soll. Dort will Luca über kurz oder lang auch einsteigen, vielleicht nur nebenbei, vielleicht in Vollzeit. „So hat es wenigstens auch etwas Gutes, dass ich diese Erfahrungen machen musste.“

# TATORT UNIVERSITÄT

Täter sexueller Übergriffe an Hochschulen sind meist Kommilitonen. Die Angst vor dem „Fremden im Park“ sei ein Mythos, sagt die Dortmunder Sozialwissenschaftlerin Dr. Katrin List. Ein Gespräch über Klischees, die sogar Einfluss auf Gerichtsurteile haben.

TEXT SOPHIA EICKHOLT ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN

**S**ie haben 2011 für ein großes Forschungsprojekt der EU mehr als 12.000 deutsche Studentinnen zu ihren Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt an Hochschulen befragt. Was ist das Ergebnis?

6930 befragte Studentinnen haben angegeben, während ihres Studiums sexuell belästigt worden zu sein. 363 gaben an, erzwungene sexuelle Handlungen erlebt zu haben. Studentinnen sind, wie andere junge Frauen der Altersgruppe von 16 bis 24 Jahren, überdurchschnittlich häufig von sexualisierten Übergriffen betroffen.

## Warum ist das so?

Die Abhängigkeitsverhältnisse und starken Hierarchien an Hochschulen

erhöhen das Risiko, dass Dozenten ihre Position ausnutzen. Trotzdem passiert das, im Vergleich zu anderen Übergriffen, eher selten. Die meisten Übergriffe an Hochschulen gehen von Kommilitonen aus. Hier gibt es eine Besonderheit: Kommilitonen sind oft gleichzeitig Freunde. Man sieht sich auf Partys oder wohnt vielleicht sogar zusammen. Die Übergriffe passieren also im universitären Umfeld, aber nicht zwangsläufig am Campus. Im Gegensatz zu sexualisierter Gewalt am Arbeitsplatz lässt sich sexualisierte Gewalt an Universitäten also schwer eingrenzen.

**In der Studie kam heraus, dass sich viele Studentinnen auf dem Campus nicht sicher fühlen. Woran liegt das?**

Nehmen wir zum Beispiel den Campus der Ruhr-Universität Bochum: Der ist sehr unübersichtlich, es gibt viele dunkle Ecken und teilweise Funklöcher. Manche Studentinnen überlegen da zweimal, ob sie es sich zutrauen, abends im Dunkeln eine Veranstaltung zu besuchen. Hinzu kommt die Angst vor dem ‚fremden Täter hinterm Busch‘. Diese Vorstellung ist bei vielen Studentinnen sehr präsent.

## Woher kommt diese Vorstellung?

Solche Mythen über die Natur sexualisierter Gewalt sind in der Gesellschaft fest verankert und werden immer wieder reproduziert. Vor allem Frauen versuchen, sich Übergriffe auf diese Art zu erklären. Diese Vorstellung gibt ihnen



Sicherheit: Wenn ich an das Bild vom fremden Täter im dunklen Park glaube, kann ich solche Situationen vermeiden und so vermeintlich einem Übergriff entgehen.

**Sie sprechen von Mythen, weil die Vorstellung vom fremden Täter oft nicht der Realität entspricht?**

Ja. Es gibt diese Fälle, wie die Vergewaltigungsserie in Bochum um die Jahrtausendwende: Damals hat ein unbekannter Täter mehrere junge Frauen im Umfeld der Universität mit einem Messer bedroht und missbraucht. Der Fall ist bis heute im Gedächtnis von Studierenden, weil er genau dieses Klischee bedient. Alle Studien zu sexualisierter Gewalt zeigen aber, dass die meisten

Vorkommnisse im nahen Umfeld der Studentinnen stattfinden.

**In einer anderen Studie haben Sie sich mit sexualisierter Gewalt gegenüber männlichen Studenten befasst. Was ist der Unterschied zu Übergriffen auf Frauen?**

Männliche Studenten sind seltener betroffen als Frauen. Die Täter sind in diesen Fällen meistens männliche Kommilitonen, es gibt aber auch Täterinnen. Während Gewalt gegen Frauen ein bekanntes Phänomen ist, fehlt der Gesellschaft ein Bewusstsein für Gewalt gegen Männer. Es besteht die Vorstellung, ein Mann könne gar nicht zum Opfer werden, da er sexuell immer bereit ist. Außerdem könne er sich aufgrund sei-

ner körperlichen Überlegenheit immer wehren. Dieses fehlende Bewusstsein für das Problem spiegelt sich im Hilfesystem wider: Es gibt nur sehr wenige Anlaufstellen für männliche Betroffene.

**Glauben Sie, dass sich der Umgang mit sexualisierter Gewalt seit der MeToo-Debatte verändert hat?**

Ich habe den Eindruck, dass das Thema durch Bewegungen wie MeToo präsenter geworden ist. Gleichzeitig merke ich, dass sich das Bewusstsein, was sexualisierte Gewalt alles umfassen kann, bei Studentinnen nicht wirklich entwickelt hat. Viele selbstbewusste junge Frauen können sich nicht vorstellen, selbst betroffen zu sein. Sie fragen sich: ‚War das, was mir gerade passiert ist, wirklich sexu-



alisierte Gewalt und warum konnte ich nicht darauf reagieren?'. Ihr Selbstbild erlaubt ihnen nicht, dass ihnen so etwas passiert. Diese These wurde allerdings noch nicht wissenschaftlich untersucht.

### **In Deutschland gilt die Regelung ‚Nein heißt Nein‘, um vor Gericht festzustellen, ob es sich um eine Vergewaltigung handelt. Wie stehen Sie zur Gesetzlage?**

Ich denke, die Gesetze sind ausreichend, werden aber nicht richtig angewendet. Das liegt vor allem an den angesprochenen Mythen über Vergewaltigungen. Das ganze Justizsystem unterliegt solchen Stereotypen. Deswegen kommt es häufig zu Freisprüchen oder geringen Strafen, wenn die Tat nicht dieser Vorstellung entspricht. Betroffene Frauen werden vor Gericht teilweise mit Vorurteilen konfrontiert. Es wird ihnen nachteilig ausgelegt, wenn sie freiwillig mit dem Täter in die Wohnung gegangen sind. Außerdem werden sie oft noch gefragt, welche Kleidung sie getragen haben.

### **In Schweden ist es anders als in Deutschland: Dort gilt ‚Ja heißt Ja‘.**

Ich persönlich stelle mir ‚Ja heißt Ja‘ in der Umsetzung schwieriger vor als ‚Nein heißt Nein‘. In der Regel weiß man besser, was man nicht möchte. Das Einverständnis, mit jemandem zu schlafen, ist ja nichts Kontinuierliches. Es kann sein, dass sich ein Partner ab einem bestimmten Punkt unwohl fühlt, obwohl der Sex zunächst einvernehmlich war.

### **Was sind die langfristigen Folgen für die Betroffenen von Übergriffen?**

In der Regel können Studierende mit sexualisierter Belästigung, also zum Beispiel mit unangemessenen Kommentaren, ganz gut umgehen. Das hat auch damit zu tun, dass viele diese Kommentare schon als normal empfinden. Bei sexualisierter Gewalt sind die Folgen sehr individuell. Die Tat kann psychische oder physische Konsequenzen haben. Sie kann dazu führen, dass Studierende bestimmte Orte auf dem Campus oder Kurse und Vorlesungen meiden. Das schränkt sie natürlich in ihrem Studium ein. In besonders

schweren Fällen kommt es vor, dass Betroffene den Studiengang oder die Universität wechseln.

### **An wen können sich Betroffene an der TU Dortmund wenden?**

An die zentrale Gleichstellungsbeauftragte, den Personalrat oder die Frauenberatung des AStA. Die meisten Studierenden gehen aber eher zu Vertrauensdozenten. Häufig wenden sich Betroffene gar nicht an die Universität. Sie vertrauen sich ihren Freundinnen und Freunden, ihrer Familie oder Psychologen an.

### **Woran liegt das?**

Die Betroffenen sind sich nicht sicher, wie sie das Erlebte einstufen sollen. Oft wissen sie nicht genau, an wen sie sich wenden sollen, oder sie glauben nicht, dass die Hochschule Konsequenzen ziehen würde. Diese Vorstellung ist nicht unbegründet: Die Hürden für Abmahnungen oder sogar Entlassungen von beschuldigten Dozenten sind sehr hoch. Auch wenn Studierende andere in der Bibliothek belästigen, wird ihnen nicht ohne Weiteres ein Hausverbot erteilt. Denn das würde ihr Studium extrem einschränken.

### **Sind die Hochschulen zu zimperlich im Umgang mit Vorwürfen?**

Viele Universitäten sind sehr vorsichtig, was die Konsequenzen angeht. Sie relativieren zum Beispiel Vorfälle von sexualisierter Belästigung, indem sie sagen: ‚Vielleicht ist das einfach die Art dieses Studierenden.‘ Das führt dazu, dass sich die belästigten Studierenden nicht ernst genommen fühlen.

## **HINTERGRUND ZUR STUDIE**

*Im Mittelpunkt stand die Frage, ob Studentinnen besonders oft von sexuellen Übergriffen betroffen sind: Welche Erfahrungen haben sie mit sexueller Belästigung, also unerwünschten sexuellen Handlungen oder Bemerkungen, sowie sexueller Gewalt und Stalking gemacht? Unter sexueller Gewalt verstehen die Forscherinnen und Forscher sexuelle Nötigung und Vergewaltigung; das Studium betrachten sie als Lebensabschnitt, der das studentische Leben, also auch das Leben außerhalb des Campus, umfasst.*



# Warum ist es wichtig, dass die Erde sich dreht?

PROTOKOLLFINN BROCKERHOFF FOTO SIMON JOST ILLUSTRATION TABEA NUR

Dass sich die Erde in etwa 24 Stunden einmal um sich selbst dreht, weiß jedes Kind. Doch kaum jemand weiß, wie glücklich wir uns schätzen können, dass sie es tut. Denn ohne diese kosmische Karussellfahrt wäre die Erde heute nicht der Ort, den wir kennen.

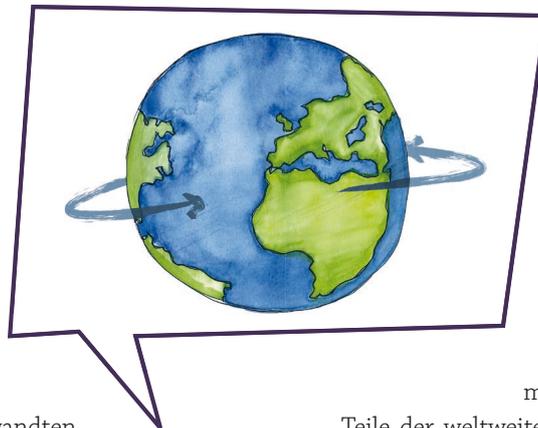
Um zu verstehen, wie wichtig die Drehung ist, halten wir sie in Gedanken einfach mal an: Die Erde dreht sich also nicht mehr um sich selbst, sondern bewegt sich nur noch auf ihrer Bahn um die Sonne – kein erstrebenswerter Zustand, wie sich schnell herausstellt.

Der Gang auf die Waage würde uns zeigen, dass wir urplötzlich an Gewicht zugenommen hätten. Schuld daran wäre ausnahmsweise nicht zu viel Schokolade, sondern die fehlende Zentrifugalkraft, die nun nicht mehr gegen die Schwerkraft wirkt. Mit 0,3 Prozent wäre diese Zunahme jedoch verkraftbar.

Weit problematischer wäre etwas anderes: Weil die Erde auf der zugewandten Seite etwas stärker von der Sonne angezogen wird als auf der abgewandten, würde von nun an immer dieselbe Seite der Erde in Richtung Sonne zeigen. Den gewohnten Wechsel zwischen Tag und Nacht gäbe es dadurch nicht mehr. Eine Seite der Erde wäre permanent der Sonnenstrahlung ausgesetzt, während auf der anderen Seite ewige Dunkelheit herrschen würde. Eine Abkühlung der sonnenabgewandten Seite auf unter  $-100\text{ }^{\circ}\text{C}$  wäre die Folge.

Gleichzeitig würde sich die sonnenzugewandte Seite auf über  $+100\text{ }^{\circ}\text{C}$  aufheizen, sodass Ozeane, Flüsse und Seen vollständig in die Erdatmosphäre verdampfen würden. Im hitzigen Finale dieses Szenarios würde sich so-

gar die Atmosphäre selbst in den Weltraum verflüchtigen. Denn ihre Moleküle würden sich bei den hohen Temperaturen so rasend schnell bewegen, dass sie der Erdanziehungskraft entkommen. Atemluft würde zur Mangelware. Doch selbst wenn wir nicht erstickt, gekocht oder erfroren wären, müssten wir uns ohne Atmosphäre sehr in Acht nehmen: Schädliche UV- und Röntgenstrahlung von der Sonne würden in großen Mengen ungehindert zur Erdoberfläche gelangen. Und sogar kleine Meteoriten, die eigentlich in der Atmosphäre verglüht wären, fänden den Weg bis zu uns.



Zudem prasselt aus den Weiten des Weltraums und von der Sonne ununterbrochen gefährliche kosmische Strahlung auf unseren Planeten ein. Solange sich die Erde dreht, sind wir durch die Atmosphäre und besonders das natürliche Magnetfeld gut vor dieser Strahlung geschützt. Doch ohne die Rotation würde auch das Magnetfeld schnell schwächer werden. Die kosmische Strahlung könnte dann weite

Teile der weltweiten Stromversorgung und Telekommunikation lahmlegen: Computer, Handys, Internet, Satelliten. Praktisch alle Bereiche unserer Hightech-Gesellschaft wären betroffen. Auf lange Sicht wäre diese Strahlung sogar für uns Menschen tödlich.

Wir können also froh sein, dass alle Planeten bei ihrer Entstehung anfangen, sich um ihre eigene Achse zu drehen. Die Erde wäre sonst, trotz ihrer Position in der bewohnbaren Zone des Sonnensystems, ein absolut lebensfeindlicher Ort. Wir verdanken diesem im ersten Moment so belanglos scheinenden Phänomen letztendlich unser Leben.



**Prof. Dr. Ralf-Jürgen Dettmar ist Inhaber des Lehrstuhls für Astronomie an der Ruhr-Universität Bochum.**



# ABENDESSEN AUS DER TONNE

Wer containert, nimmt weggeworfene Lebensmittel aus Abfallbehältern mit. Kein Problem – sollte man meinen. Doch wieder hat ein Gericht bestätigt: Containern bleibt illegal. Ein Streifzug durch Dortmunder Supermarktmülltonnen.

TEXT SOPHIE EMILIE BEHA FOTO SIMON GERLINGER

**O**hne Handschuhe und ohne zu zögern fasst Robert\* in den großen, schwarzen Müllcontainer und greift zu. Zwischen angematschtem Salat und verschimmelter Paprika fischt er nach essbaren Resten. Es ist dunkel, er leuchtet mit einer Stirnlampe, um die Hände frei zu haben. „Montags ist der beste Tag, um containern zu gehen“, meint er. „Da sind die Tonnen am vollsten.“ Robert ist Student. Obwohl er finanziell nicht auf diese Nahrungsmittel angewiesen ist, geht er mindestens einmal pro Woche auf Streifzug. Er möchte das Essen vor dem endgültigen Mülleimer retten, meist ist das eine Biogasanlage. Und er will gegen die Lebensmittelver-

schwendung ankämpfen. Noch essbare Nahrungsmittel in so großem Stil wegzuerfen sei einfach unverantwortlich, meint Robert.

## STREIFZÜGE DURCH DIE DUNKELHEIT

Zwölf Millionen Tonnen Lebensmittel landen laut Forscherinnen und Forschern der Uni Stuttgart in Deutschland jährlich im Müll. Trotzdem haben die Justizministerien der Länder im vergangenen Juni in Hamburg den Beschluss abgelehnt, containern zu legalisieren. Stattdessen gab es einen Alternativbeschluss: Der Bund soll es großen Anbietern einfacher machen,

Lebensmittel freiwillig und ohne Nachteile an Dritte abzugeben. Das können beispielsweise gemeinnützige Hilfsorganisationen wie die Tafeln sein, die nicht mehr in der Wirtschaft verwendete Lebensmittel an Bedürftige verteilen.

Robert geht immer wieder los. Frühestens um 23 Uhr, wenn die Läden geschlossen sind und er sicher sein kann, dass niemand mehr da ist. Meistens streift er in einer Gruppe durch die Dortmunder Stadtteile, mit Freundinnen und Freunden aus der Uni. Zu viert oder auch mal zu siebt steigen sie in die Bahn oder ins Auto. Mittlerweile haben sie ihre festen Routen, klappern nacheinander die Supermärkte ab, die

\*Der richtige Name ist der Redaktion bekannt.

sich bewährt haben. Sie heißen Rewe, Aldi, Netto oder Lidl. Biomärkte sind keine dabei, ihre Tonnen sind schwerer zugänglich. Der nächste Stopp ist ein Supermarkt der gehobenen Preisklasse. Die Mülltonnen stehen für alle zugänglich vor den dunklen Bürofens-tern. Robert hebt den schweren Deckel an, schaut hinein und lässt ihn wieder fallen. Eine Tonne voller Plastikmüll. In der nächsten ist schon viel vergammelt. Robert verzieht einmal kurz das Gesicht, der Geruch ist ihm unangenehm. Er fischt dann aber eine Tomate, zwei Becher Joghurt, einen Salatkopf und noch eingeschweißte Champignons aus der großen Tonne. Als ein Auto langsam vorbeifährt, duckt er sich weg.

Jedes Mal, wenn Robert in einer Supermarkttonne wühlt, könnte ihm Hausfriedensbruch vorgeworfen werden. Wenn er in einer Gruppe ab drei Personen unterwegs ist, sogar Banden-kriminalität. Meist bleibt es für Mülltauchende allerdings bei einer Verwarnung. Erwischt wurde Robert noch nie. Wie alle Eigentümer haben auch Lebensmittelhändler das Recht, ihren Besitz, also auch ihren Abfall, zu schützen. Der Bund des Deutschen Lebensmittelhandels lehnt Containern ab und unterstützt die Supermärkte, die „je nach Umständen des Tathergangs“ Strafanzeige erstatten. Im Januar wurden zwei Studentinnen aus München erstmals wegen Containerns verurteilt: Sie müssen acht Stunden Sozialarbeit leisten und 225 Euro Strafe zahlen, wenn sie ihre Tat wiederholen und erwischt werden. Vor kurzem haben die beiden Frauen deshalb Verfassungsbeschwerde in Karlsruhe eingelegt.

Rewe, Aldi, Netto, Penny, Edeka und Lidl lehnen Interviewanfragen zu diesem

Thema ab. Einige antworten schriftlich, verweisen dabei aber lediglich auf ihre Zusammenarbeit mit den Tafeln. Rewe schreibt: „Fakt ist: Mittlerweile verkaufen die REWE-Supermärkte im Jahresdurchschnitt bis zu 99 Prozent ihrer Lebensmittel.“ Das passt nicht zu den randvollen Mülltonnen, die laut Robert Tag für Tag hinter den Filialen stehen. Bei einem Anruf in einer Rewe-Filiale wird erneut ein Gespräch abgelehnt. „Wo in Dortmund wird denn containert? Unsere Filialen sind davon nicht betroffen.“ Lidl schreibt: „Lebensmittel, die beschädigt oder verdorben und daher nicht mehr verkaufsfähig sind und nicht mehr gespendet werden können, werden zur Herstellung von Bio-Methan in Biogasanlagen transportiert oder über Mülltonnen entsorgt, die in öffentlich nicht zugänglichen Bereichen stehen. Daher stellt das Müllcontainern bei uns kein Thema dar.“

Laut der Studie „Das große Wegschmeißen“ des World Wide Fund For Nature (WWF) entsorgen Groß- und Einzelhandel in Deutschland jährlich 2,6 Millionen Tonnen Lebensmittel. Das sind nicht nur die Supermärkte allein, obwohl sie den Großteil ausmachen, sondern auch kleine Händler wie Bäckereien oder Metzger. „Das ist enorm“, sagt Pressesprecher Roland Gammling. „Bis zu 90 Prozent davon könnten vermieden werden.“ Für die Verbraucherinnen und Verbraucher soll das Essen gleichzeitig frisch und jederzeit verfügbar sein. Gammling sagt, dass diese Ansprüche zu hoch seien.

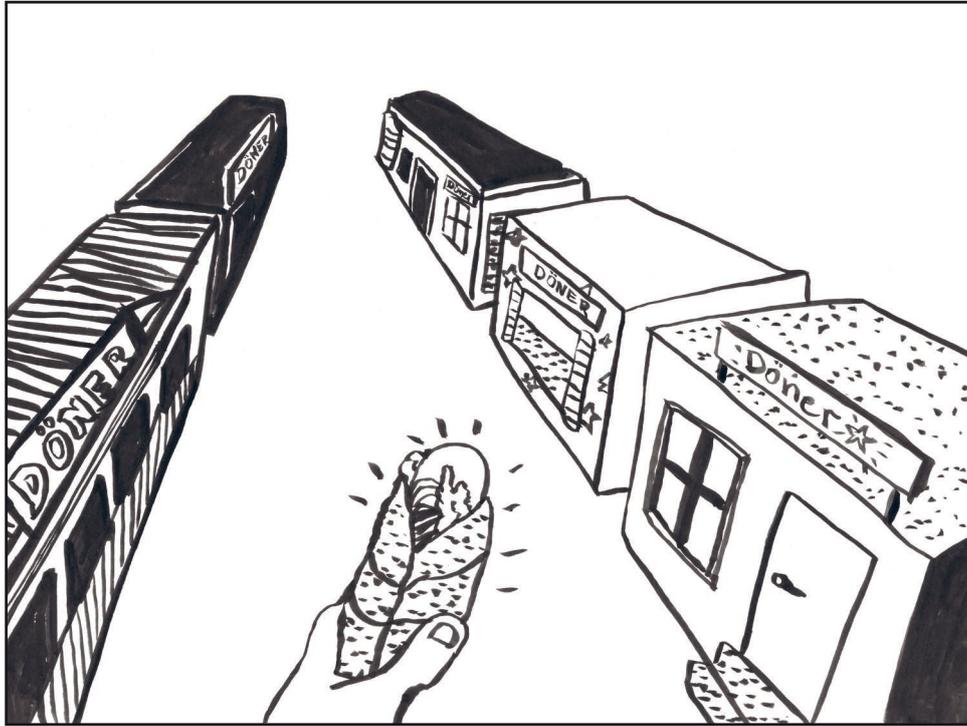
Vor etwa einem halben Jahr machte Robert einen Versuch: Er wollte einen Monat lang mit seiner vierköpfigen WG so weit wie nur möglich von containertem Essen leben. Es funktionier-

te. Außer Nudeln, Reis und Kartoffeln mussten sie nichts nachkaufen. Zweimal pro Woche zogen sie los. Manchmal begegneten sie dabei auch anderen Mülltauchenden. Dann containerten sie zusammen, gaben sich Ratschläge, wo besonders gute und leichte Beute zu finden sei. Anders als manche andere zieht Robert ohne Bolzenschneider durch die Supermärkte. Ein Schloss aufzuknacken fühle sich zu kriminell an, über Tore zu klettern sei in Ordnung.

## » HYGIENISCH PROBLEMATISCHE SITUATION «

Robert versteht nicht, dass die Politik die Entnahme von noch gutem Essen aus Mülltonnen bestraft. Sachsens Justizminister Sebastian Gemkow (CDU) antwortet darauf: „Wir wollen nicht, dass sich Menschen in eine solche menschenunwürdige und hygienisch problematische Situation begeben.“ Hygienisch problematisch sei da nichts, meint Robert. Er benutze absichtlich keine Handschuhe, da er nur essen will, was er ohne Grauen anfassen kann.

Am Ende seiner etwa einstündigen Tour breitet Robert seine Beute im WG-Flur aus. Viel Brot, ein paar Möhren, Pfirsiche, Birnen, eine Gurke, Lauch, Tomaten, eine Aubergine, ein etwas herabhängender Bund Petersilie, Salat, Champignons, Joghurt, Frischkäse, isotonische Riegel und Getränke, Süßigkeiten, Kaffee kapseln. Robert blickt einigermmaßen zufrieden auf das Essen um ihn herum. Im Sommer sei es wegen der extremen Hitze schwierig, Mülltauchen zu gehen. Kühlwaren und Obst würden noch schneller als sonst kaputtgehen. Trotzdem: Jeder Bissen aus dem Container sei es wert. Schlecht sei ihm noch nie davon geworden.



# DAS GESETZ DER STRAÙE

In der Dortmunder City reiht sich Dönerbude an Dönerbude, Klamottenladen an Klamottenladen. Dass sich ähnliche Geschäfte häufig in direkter Nähe zu ihrer Konkurrenz platzieren, ist nicht etwa Zufall – es folgt einem volkswirtschaftlichen Gesetz.

TEXTTOBIAS SCHMIDT ILLUSTRATION SANDRA OPITZ

Vermutlich hat der US-amerikanische Statistiker und Volkswirt Harold Hotelling nie einen Döner gegessen. Es wäre zumindest erstaunlich. Der Döner Kebab wurde nämlich erst Anfang der 70er Jahre in Deutschland und kurze Zeit später in Amerika bekannt – und damit kurz vor Hotellings Tod 1973. Welche immense Bedeutung der Döner einmal für die deutsche Gastroszene haben würde, konnte er nicht vorausahnen. Aber er konnte etwas anderes prophezeien, das entscheidend mit der Geschichte des Döners zusammenhängt. Hotelling formulierte als erster, dass sich erfolgreiche Geschäfte früher oder später an einem zentralen Ort ballen werden. Diese Erkenntnis beschreibt er in seiner Schrift mit dem Titel „Stability in Competition“, die den Begriff „Hotelling’s Law“ geprägt hat. Es ist ein Gesetz, mit dem sich auch die Dortmunder Innenstadt erstaunlich gut vermessen lässt.

## **GRÖßERER WETTBEWERB, ABER LEICHTERE KONTROLLE**

Hotellings Arbeit gibt Aufschluss über ein Phänomen, das sich in jeder Stadt abzeichnet und das wohl oft als Zufall oder interessanter Umstand wahrgenommen wird: Unternehmen siedeln sich häufig in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer Konkurrenz an. Einige Dortmunder Beispiele verdeutlichen das: In der östlichen Innenstadt etwa finden sich am Heiligen Weg gleich drei Brautmodengeschäfte. Wer sich für Klaviere, Flügel oder E-Pianos interessiert, der wird im Brückviertel fündig – wenn nicht bei Jellinghaus, dann bei Pianohaus van Bremen oder bei May-

wald. Die Geschäfte liegen wenige hundert Meter auseinander. Plattenläden findet man in Dortmund entweder in der Rheinischen Straße oder der Saarlandstraße. Außerdem: Viele beliebte Dortmunder Clubs (Nightröoms, Oma Doris, Antons Bierkönig, ehemals Spirit) finden sich nördlich der Kampstraße. Der Westenhellweg verbindet die meisten Bekleidungsgeschäfte in der City. Und klar: Wer Döner essen will, geht in die Brückstraße.

Dass sich Unternehmen so zueinander positionieren, passiert nicht zufällig, sagt Vanessa Hellwig, Doktorandin am Lehrstuhl für urbane, regionale und internationale Wirtschaftsbeziehungen. An der TU Dortmund lehrt sie Standortstruktur und Regionalentwicklung – und bringt ihren Studierenden unter anderem Hotellings Gesetz näher. Dessen These zufolge sind um Laufkundschaft konkurrierende Unternehmen umso erfolgreicher, je näher sie sich an ihrem Kontrahenten positionieren. „Wenn Firmen ein gleiches Angebot haben, können sie sich die gesamte Nachfrage aufteilen“, sagt die Ökonomin. In direkter Nachbarschaft laufe keines der Unternehmen Gefahr, Kundinnen und Kunden dadurch zu verlieren, dass die Konkurrenz schneller zu erreichen ist. Hinzu kommen Vorteile der Kontrollierbarkeit: eine Firma erkennt sofort, wenn die Nachbarin oder der Nachbar eine Aktionswoche startet oder dauerhaft die Preise senkt. Es ist somit nicht verwunderlich, dass die Preise in solchen Unternehmensanhäufungen oft ähnlich sind. Döner für 5,50 Euro wird man in der Brückstraße wohl derzeit nicht finden.

„Wenn sich Unternehmen an einem Ort ballen, ist der Wettbewerbsdruck natürlich höher“, sagt Hellwig. Das wirke sich auf die Qualität aus. „Kein Brautmodengeschäft möchte eine enttäuschte Kundschaft an den Nachbarn verlieren.“ So profitieren vor allem die Konsumentinnen und Konsumenten von solchen clusterartigen Gebilden. Und auch die Stadt freut sich über Unternehmensballungen.

## **CLUSTERBILDUNG VON DER STADT GEFÖRDERT**

„Klar, clusterähnliche Gebilde sind meistens gut für eine Stadt“, sagt Stefan Thabe, Fachbereichsleiter beim Stadtplanungs- und Bauordnungsamt bei der Stadt Dortmund. Sie locken die Bewohnerinnen und Bewohner in die City, machen Wohngegenden attraktiver. Das gelte allen voran für hochtechnologische Cluster, wie man sie am Phoenixsee, an der Stadtkrone Ost oder am Technologiepark neben der TU Dortmund findet. Solche Projekte würden daher meist von der Stadt gefördert. Bei kleinen Geschäfts-Anhäufungen sehe das anders aus. „Darauf haben wir wenig Einfluss. Das regelt der Markt“, sagt Thabe – und liefert damit den Dortmunder Beleg für das inzwischen 90-jährige Hotelling’s Law.

Sicherlich, Hotelling war wohl kaum der erste, dem die Mechanismen bei der Standortwahl von Geschäften aufgefallen sind. Man könnte ihn darum beneiden, dass er derjenige war, der mit dieser Beobachtung berühmt wurde. Dass er allem Anschein nach aber nie einen Kebab in der Hand gehalten hat, das wiederum neiden ihm vermutlich die wenigsten.



# KEINE LANA OHNE LUDWIG

Hunderte Lern-Playlists auf Spotify versprechen Erfolg in der Klausurenphase. Auch klassische Musik ist dabei. Warum aber hören so wenige Studierende genauer hin? Das sollte sich ändern. Ein Plädoyer für ein unterschätztes Genre.

TEXT ROMAN WINKELHAHN

FOTO PRISM LABS INC. & MAGNUS TERHORST & MUTOPIA PROJECT (PUBLIC DOMAIN)



Es ist wirklich schlimm. „Mozart war ein Pop-Star“, das klingt wie der vergebliche Versuch der Musikindustrie, junge Menschen an die Klassik heranzuführen. Dass Streichquartette nichts sind, wozu man im Club abgehen kann, ist doch klar. Schließlich ist das nicht der Zweck, zu dem sie komponiert wurden. Früher saß das Publikum still im Salon. Heute tanzen wir im Discolicht. Auch wenn diese Gegensätze enorm scheinen, birgt die klassische Musik viele Vorteile. Nur werden viele Menschen diese nie hören, weil sie klassische Musik immer noch als spießig abstempeln. Dabei ist sie die Grundlage der modernen Musik, die wir gerne hören. Also, Studierende: Back to the roots!

Klassische Musik ist nicht spießig. Unsere Generation muss merken, dass die klassische Musik gar nicht so weit ent-

fernt von ihnen ist. Nicht Mozart ist der Pop-Star. Das ganze moderne Genre Pop gäbe es ohne die Klassik so nicht. Die Musikgeschichte baut aufeinander auf. Das merkt man spätestens, wenn DJs Ludwig van Beethovens Fünfte remixen.

## KLASSISCHE MUSIK BELOHNT DAS GEHIRN

Beethovens Musik ist melancholisch und innovativ. Seine Melodien funktionieren noch heute. Bestes Beispiel: Lana Del Rey. Beide musizieren in Moll und sind mit schmerzlichen Tönen bekannt geworden: Während Beethoven seiner Elise hinterhertrauert, besingt Del Rey ihren Ex-Freund in Kalifornien. Am deutlichsten wird Beethovens innovativer Stil in seiner berühmten „Pathétique“-Sonate. Die beginnt mit einem Rums, gefolgt von leiser Harmo-

nie. Der Trick: Beethoven baut Spannung durch Akkorde auf, die für uns nicht sauber klingen. Diese Unruhe löst er dann auf – und unser Gehirn ist glücklich. Egal, ob wir Klassik mögen oder nicht. Dieses Gefühl der Belohnung aktiviert unser Denkzentrum. Wir spinnen die Melodie weiter, indem wir unbewusst darüber nachdenken, wie die Auflösung klingen könnte. Klassische Musik belohnt das Streben nach Ordnung. Du glaubst das nicht? Nimm dein Handy. Such Beethovens Klaviersonate Nr. 8 und nimm dir etwas Zeit.

Der zweite Satz dieser Klaviersonate gilt als eine der schönsten Melodien aller Zeiten. Dabei ist sie musikalisch nicht sonderlich anspruchsvoll und wiederholt sich über 73 leise Takte nur immer wieder selbst: ein melancholisches Taumeln, ein Verliebtsein, Lud-





wig van Beethoven eben – ein Träumer. Würde man unter diese Takte noch halb sehnsüchtige, halb hoffnungslose Verse schreiben, würde deutlich: Ein bisschen Ludwig steckt in all unseren Playlists.

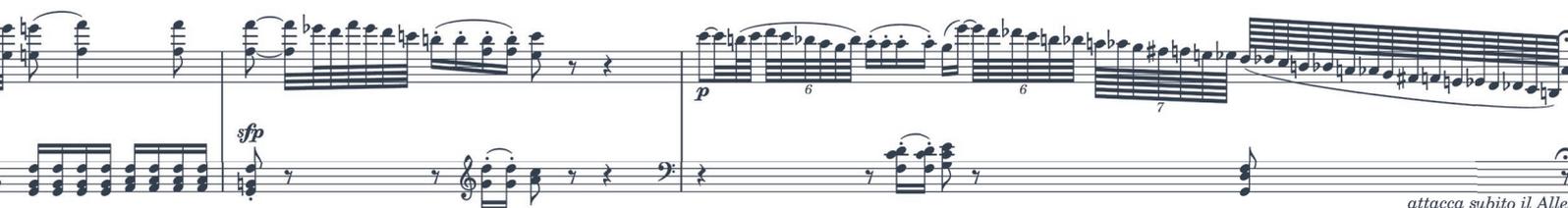
Um auch den letzten Satz seiner „Pathétique“ zu betrachten: Stellt man bei diesem Allegro am Anfang ein, zwei Noten um, hat man den Anfang von „Bella Ciao“, der Antifa-Hymne, die in ihrer Techno-Version zum Sommerhit 2018 wurde. Übrigens: Gedisst, wie heute im Rap, haben sich Komponistinnen und Komponisten früher auch schon. So machte Camille Saint-Saëns, ein wichtiger Vertreter der französischen Romantik, in seinem „Karneval der Tiere“ ironische Anspielungen auf Kollegen: Offenbach zitierte er als lahme Schildkröte, Berlioz als trampelnden Elefanten und Mozart als Fossil.

## STUDIERENDE KOMMEN GÜNSTIG INS KONZERT

Klassische Musik kann entspannend wirken, weil es nicht immer eine Stimme gibt, der wir zuhören müssen. Und keine beat drops, auf die wir sehnsüchtig warten, während doch eigentlich die Statistik-Aufgaben anstehen. Trotzdem werden wir nicht gelangweilt – schließ-

lich passiert da etwas. Klassische Musik kann eine besondere Atmosphäre schaffen: hunderte Menschen, die gleichzeitig still werden, wenn die Musik beginnt. Ein klassisches Konzert kann vieles sein: ein Abend mit Freundinnen und Freunden, Entspannung nach einem langen Uni-Tag oder ein romantisches Date als Kino-Alternative. Für uns Dortmunder Studierende der TU und FH gibt es das Theater-Ticket meist gratis. Ansonsten zahlen Besucherinnen und Besucher unter 27 Jahren im Konzerthaus oft nur die Hälfte.

Achtung: Trotz aller Anreize bleibt Musik Geschmackssache. Es ist keine Sünde, klassische Musik nicht zu mögen. Doch gerade in der Kunst solltet ihr offen sein für Neues. Im Museum gefällt mir ein Bild auch erst, wenn ich es nach minutenlangem Anstarren vielleicht irgendwann verstanden habe. Klar: Klassische Musik ist schwerer zu durchschauen als Pop-Musik. Sie ist hochkomplex und von langer Tradition bestimmt. Sie wirkt leider oft exklusiv, als müsse man erst alt sein und einen Doktor haben, um sie zu hören. Aber das ist Schubladendenken. Lasst euch davon nicht einschüchtern. Völlig egal, ob ihr am Ende Fans werdet oder nicht: Gebt der Klassik eine Chance!



attaca subito il Alle



# OHNE SEIL UND SICHERUNG

Der 36-jährige Justin Bohn ging auf volles Risiko, um sich seinen Traum einer eigenen Kletterhalle zu erfüllen. Seine Geschichte zeigt, warum immer weniger Menschen hierzulande den schwierigen Schritt in die Selbstständigkeit wagen.

TEXTSIMON RUIIC FOTO SIMON JOST

**J**AAAAA! Das war alles, was Justin Bohn in seinem Facebook-Post vom 12. April 2015 schrieb. An diesem Tag stand fest: Er und sein Kletterkumppane Marcel Buchmann bekommen für ihr gemeinsames Projekt – das Hildener Kletter- und Boulderzentrum „Bergstation“ – einen Millionenkredit. Übermäßig gefeiert wurde an jenem Abend vor vier Jahren aber nicht, sagt Justin. „Am nächsten Morgen musste es ja mit Vollgas weitergehen. Von da an kostete jeder zusätzliche Tag Geld und Zinsen.“

## GUTE ALTERNATIVEN ZUR SELBSTSTÄNDIGKEIT

Unternehmensgründungen dieser Art werden hierzulande immer seltener. Der Anteil an Gründerinnen und Gründern in der Erwerbsbevölkerung ist seit fast 20 Jahren rückläufig – von knapp drei auf nur etwas über ein Prozent. So ist es im KfW-Gründungsmonitor 2019 zu lesen. Wo Justin und Marcel damals die Chancen sahen, denken heutzutage die meisten Menschen an die Risiken. Doch warum fehlt dem Großteil der Gesellschaft der Glaube an die Vorteile der

Selbstständigkeit? Die Schwierigkeiten bei der Realisierung des Hildener Klettertempels machen deutlich, warum dieser Lebensentwurf in den vergangenen Jahren immer unattraktiver geworden ist.

Eine Unternehmensgründung war für Justin nach seinem BWL-Studium 2005 zunächst keine Option. „Ich wollte viel arbeiten und schnell viel Geld verdienen“, sagt er. Justin ergatterte einen lukrativen Job im Investment-Bereich einer Düsseldorfer Bank. Oft schuftete er dort 80-100 Wochenstunden im Büro. Seine Kernkompetenzen waren Unternehmensbewertungen und Business-Pläne, seine Leidenschaft der Klettersport. Nach den langen Arbeitstagen kam er häufig spät abends mit Anzug und Krawatte in die Düsseldorfer Kletterhalle, in der Marcel Buchmann an der Theke arbeitete. Nach Ladenschluss kletterten die beiden bis spät in die Nacht. „Mit mir und Marcel haben sich damals zwei Kletterjunkies gefunden“, sagt Justin.

Die beiden begeisterten sich besonders für das Bouldern. Bei dieser Klettervariante braucht der Athlet kein Seil;

Stürze aus maximal viereinhalb Metern Höhe werden von Schaumstoffmatten abgefangen. Das damalige Angebot in Düsseldorf für die heute angesagteste Kletterdisziplin reichte Justin und Marcel nicht. Sie nahmen für ein wenig Abwechslung längere Fahrten in Kauf. Doch auf den verstopften Autobahnen wuchs bei ihnen der Frust. „Die Sehnsucht nach einer adäquaten Heimhalle wurde immer größer“, sagt Justin.

## KNAPP AM BURNOUT VORBEI

Auch mit seinem Job als Investment-Banker war er damals nicht glücklich. Mit dem Geldverdienen lief es für Justin nicht, wie er sich das vorgestellt hatte. Das Geldhaus schob Bonuszahlungen wieder und wieder auf, dann kam 2008 der große Knall in der Bankenwelt. Wegen der Finanzkrise wickelte sein Arbeitgeber den gesamten Investment-Bereich ab. „Ich kam damals mit einer Abfindung noch ziemlich glimpflich davon“, sagt er.

Für Justin war ein Job in der Branche keine Alternative mehr und er spürte



den Druck, sich mit anderen Lebensentwürfen auseinanderzusetzen. „Ich musste einfach was anderes machen, sonst hätte ich hundertprozentig einen Burnout bekommen“, sagt er. Dabei sollte das Klettern weiterhin einen großen Teil seines Lebens ausmachen. Beim gebürtigen Kölner reifte schließlich die Idee, eine eigene Kletterhalle in seiner Wahlheimatstadt Düsseldorf aufzumachen. „Marcel war in der Szene super vernetzt, ich brachte das Kaufmännische mit. Wir waren mutmaßlich das perfekte Team“, sagt der Ex-Banker.

Wäre es nicht damals zur wirtschaftlichen Kernschmelze gekommen, hätte Justin den Schritt in die Selbstständigkeit vermutlich nicht so schnell gewagt. „Häufig ist man in Rezessionen plötzlich dazu gezwungen, sich aufgrund mangelnder Alternativen mit dem Thema Selbstständigkeit auseinanderzusetzen“, sagt Peter Heinze. Er ist seit drei Jahren Baudezernent in Remscheid und hat jahrelange Erfahrung mit der Betreuung von Start-ups. Zuvor war er zehn Jahre lang Chef der Wirtschaftsförderung in Hilden. „So sind eben die Zyklen“, sagt der Gründungsexperte, „wir haben im Moment sehr prosperierende Zeiten. Dann entscheiden sich die Leute eher nicht dafür, ins Risiko einzusteigen.“

Verschiedene Statistiken bestätigen diese Einschätzung. Die Zahl der Gründungen mangels Erwerbsalternativen ist seit 2004 um 86 Prozent gesunken. Das geht aus dem DIHK-Gründerreport 2019

hervor. Grund sei der Fachkräftemangel, der durch die hierzulande anhaltende Wirtschaftskrise verursacht wurde, heißt es in der Studie. Qualifizierte Fachkräfte könnten im Moment sehr gute Konditionen in einer abhängigen Beschäftigung aushandeln. Dadurch verliert die Selbstständigkeit für sie als Lebensentwurf an Attraktivität.

## **BÜROKRATIE ALS GRÜNDUNGSBREMSE**

Dabei denken junge Menschen vermehrt darüber nach, wie Justin und Marcel den Schritt in die Selbstständigkeit zu wagen. Zu diesem Schluss kommt die Deutsche Industrie- und Handelskammer (DIHK), da an ihren diesjährigen Gründer-Seminaren fast ein Drittel mehr Interessentinnen und Interessenten als im Vorjahr teilnahmen. Trotzdem rechnet der Verband in naher Zukunft nicht mit mehr deutschen Start-up-Gründungen. Der Grund: Die Zahl derjenigen, die mit DIHK-Experten ihre Geschäftskonzepte besprechen, ist seit Beginn des Jahrtausends rückläufig. Häufig erweist sich die Bürokratie als große Bremse. Das geben 57 Prozent der Existenzgründerinnen und -gründer in einer bundesweiten DIHK-Umfrage an. Komplizierte Formulare, Genehmigungsverfahren und intransparente Antragswege nennen viele als Problem.

Auch das Projekt von Justin und Marcel hätte letztlich wie so viele andere in den Schubladen landen können. Ein halbes Jahr suchten sie zunächst in Düsseldorf nach einem geeigneten Grundstück für ihre Kletterhalle. „Bei der Düsseldorfer Wirtschaftsförderung waren wir eine total kleine Nummer. Die haben im Prinzip besseres zu tun“, erzählt Justin.

Ein, zwei Adressen hätten sie bekommen – mit dem Verweis, dass es in den letzten Jahren einige Anfragen dieser Art gab, aus denen nichts geworden ist. Für die Standortsuche mussten sie den Radius erweitern und wurden bei Peter Heinze vorstellig, damals Chef der Hildener Wirtschaftsförderung. Dass die Projektidee der beiden bis dahin auf wenig Interesse gestoßen ist, kann der studierte Raumplaner nicht verstehen. „Die haben eigentlich alles richtig gemacht, waren sehr beharrlich, haben an ihre Projektidee geglaubt und sie hervorragend für Finanziere aufgearbeitet.“

Auch die DIHK bewertete später den Business-Plan, den Ex-Banker Justin verfasst hat, sehr positiv. Dennoch gab es bei den Kredit-Banken zunächst reihenweise Absagen. „Das ist leider total personenabhängig“, sagt Justin. „Wenn man nicht gleich abgewimmelt wird, heißt es in der Chef-Etage dann: ‚Kein Eigenkapital, zu jung, Spezialimmobilie.‘ Dann war es das wieder.“ Als nur noch zwei bis drei Geldinstitute übrig waren, ging Justin über seine alten Kontakte. „Die machen auch nichts anderes, als eine E-Mail an den jeweiligen Start-up-Betreuer ihrer Bank zu schreiben“, sagt Justin, „dann wird einem jedoch ganz anderes zugehört, was ich schon traurig finde.“ Gerne hätte er behauptet, es ganz allein geschafft zu haben, sagt er. „Wenn man jung ist und kein Geld hat, braucht man jemanden, der Türen öffnet und sich für einen verbürgt.“

## **GESAMTE ERSPARNISSE AUF EINE KARTE GESETZT**

Justin und Marcel passen nicht nur vom Alter bestens in die Start-up-Szene. „Die furchtlose Art der beiden war schon typisch für Gründer“, sagt Peter Heinze.

Sie gingen ein hohes Risiko ein, um ihrer unternehmerischen Berufung zu folgen. Noch bevor die Finanzierung für den Hallenbau stand, haben sie für Bauantrag, Architekten, Brandschutzkonzept und Kostenaufstellung über 100.000 Euro ausgegeben und damit ihre gesamten Ersparnisse riskiert.

Auch für die Hildener Wirtschaftsförderung war die Bergstation ein außerordentlich emotionales Projekt, erinnert sich Heinze. „Es hätte aus sachfremden Gründen scheitern können, die die beiden nicht zu verantworten gehabt hätten. Das wäre ein herber Schlag ins Genick gewesen für so junge Leute.“ Justin und Marcel hätten den Aufwand bei einem solchen Projektvolumen zwar völlig unterschätzt. Darin sieht er jedoch keinen Makel. „Das lernt man dann erst beim ersten Mal. Soll man den Leuten etwa sagen ‚Seid nicht naiv?‘ Das wäre doch Blödsinn!“

Dass in Deutschland ein wenig der Gründergeist fehlt, hat auch einen kulturellen Ursprung, heißt es im DIHK-Papier. Ein unternehmerisches Scheitern sei hierzulande – anders als in den USA oder China – ein persönliches Stigma. Dort würden Pleiten mehr als Teil des Unternehmertums gesehen. Peter



## » Das war Harakiri, da wirst du weder dem Lebenspartner noch dem Geschäft gerecht.«

Gründer Justin Bohn über die Vereinbarkeit von Familie und Vollzeitätigkeit

Heinze hat ähnliche Erfahrungen gemacht. „Die Kultur ‚Gescheitert – macht nichts‘ gibt es so hier sicher nicht“, sagt er. „Dabei kenne ich viele Beispiele, die aus ihren Fehlern gelernt haben, und es im zweiten Versuch deutlich besser gemacht haben.“

Besonders potenziellen Gründerinnen bereitet ein weiteres Problem häufig Kopfzerbrechen: die Frage, ob sie es neben dem eigenen Betrieb noch schaffen, sich um die Familie zu kümmern. Viele berichten in der DIHK-Befragung von Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Vollzeitätigkeit. Justin hatte ebenfalls Probleme damit, alles unter einen Hut zu bekommen. Als Selbstständiger hat er ein ähnlich hohes Pensum wie zu seiner Zeit im Investment-Banking. Kurz nach der Eröffnung der Bergstation wurde Justins zweites Kind geboren. „Das war Harakiri“, sagt er, „da wirst du weder dem Lebenspartner noch dem Geschäft gerecht.“ Doch die Familienplanung vom Entwicklungsstand seiner Kletterhalle abhängig zu machen, sei für ihn erst recht nicht in Frage gekommen.

Aufwand und Risiko wurden schließlich belohnt: Die Bergstation ist Start-up des Jahres 2018 im Kreis Mettmann. Den Erfolg feierte die Kletterhalle im August mit einem großen Sommerfest. Etwa fünfhundert Besucher nutzten bei Temperaturen über 30 Grad das vielfältige Angebot im Innen- und Außenbereich. „Das war ein Dankeschön für unsere Bestandskunden und gleichzeitig eine Marketing-Aktion“, sagt Justin. Leistungssportler verschiedener Altersklassen trugen die Westdeutsche Meisterschaft im Speedklettern aus.

### **TURBULENTES LEBEN BERUHIGT SICH LANGSAM**

Das Wettkampfklettern fördert die Bergstation seit dem ersten Tag. „Wir haben den Athleten freien Eintritt gegeben, noch bevor es mit dem Verband Vereinbarungen gab“, erzählt Justin. Die Leistungssportler schätzen zudem die vielseitigen Trainingsmöglichkeiten. Das Hildener Kletter- und Boulderzentrum ist Partnerhalle des deutschen Nationalkaders und könnte bald zum offiziellen Landesstützpunkt werden. „Wir

haben den Funktionären durch unser Vorgehen quasi keine Wahl gelassen“, witzelt der Hallen-Chef. Weitere Wettkämpfe und Veranstaltungen wie das Sommerfest werden in den kommenden Jahren folgen, sagt er.

Gut drei Jahre nach der Gründung hat sich das turbulente Leben von Justin etwas beruhigt. Seit Jahren geht er zur Entspannung mal wieder ins Kino, um sich die oskar-prämierte Dokumentation „Free Solo“ anzusehen. Der Film zeigt, wie Kletterer Alex Honnold im US-amerikanischen Nationalpark Yosemite ein über 1000 Meter hohes Felsmassiv erklimmt – ganz auf sich allein gestellt und ohne Seil, nur mit einem Beutel Chalk gegen die schwitzigen Hände ausgerüstet.

Für viele Kino-Besucher sind die Bilder zu aufregend und sie verlassen scharenweise den Saal. Justin fiebert mit transpirierenden Fingerkuppen bis zum Ende mit. Obwohl der kleinste Fehler tödliche Folgen hätte, klettert Honnold mit einer übermenschlich erscheinenden Ruhe und schafft die beispiellose Besteigung.

---



# BELEIDIGT UND BEDROHT

Wählen wir die 112, bekommen wir innerhalb von Minuten Hilfe, denn Rettungskräfte sind rund um die Uhr im Einsatz. Trotzdem werden sie verbal und körperlich angegriffen. Eine angehende Notfallsanitäterin erzählt von ihren Erfahrungen.

TEXT LEONIE ROSENTHAL FOTO MAGNUS TERHORST



**E**s ist früh am Donnerstagmorgen, in der Feuer- und Rettungswache 2 in Dortmund-Eving ist schon viel los. Durchsagen hallen durch die Fahrzeughalle und Rettungskräfte machen sich für einen Einsatz bereit. Alltag für Vivien Gottschalk. Sie ist 20 Jahre alt und im dritten Ausbildungsjahr zur Notfallsanitäterin in Dortmund. Alle drei bis vier Monate wechselt sie die Wachen innerhalb der Stadt.

**Vivien, du bist bei Einsätzen in ganz Dortmund dabei. Bist du schon einmal angegriffen worden?**

Mehr oder weniger, meistens verbal. Die Menschen beleidigen oder drohen uns, wenn wir helfen wollen. Oft fallen Beleidigungen nebenbei, wenn wir den Patienten versorgen. Manchmal kommen sie direkt vom Patienten, manchmal von den Angehörigen. Häufig sind das Beschimpfungen wie „Arschloch, Penner, Idiot, Wichser“ und ich selbst wurde ein paar Mal als „Schlampe“ beleidigt.

**Wie fühlst du dich als Helferin in solchen Situationen?**

Ich frage mich in dem Moment, warum ich eigentlich hier bin. Ich habe nichts Böses im Sinn, sondern möchte helfen und werde dafür angegangen. Ich kann nicht nachvollziehen, warum die Menschen sich so verhalten. Ich würde es gern wissen, damit wir besser aufklären können.

**Du sagst, dass du schon häufiger beleidigt wurdest.**

Verbale Gewalt geschieht zwar nicht in jedem Einsatz, aber sehr häufig. Die

Schwelle, jemanden zu beleidigen, ist sehr gering. Mal eben „Arschloch“ zu rufen, geht relativ schnell. Die Täter können sich einfach umdrehen und weglaufen. Bei körperlichen Angriffen ist es anders. Jemanden anzugreifen oder eine Waffe zu benutzen, erfordert ein bisschen mehr Selbstbewusstsein.

### **Welche Erfahrungen haben deine Kolleginnen und Kollegen gemacht?**

Sie haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Das heißt: Beleidigungen, aber auch körperliche Angriffe wie schlagen, spucken oder treten. Und es kommt auf das Einsatzgebiet an. Wo viele Clubs sind, passieren Übergriffe natürlich öfter, weil die Leute betrunken sind. Oder wenn sie sich gegenseitig die Mutproben stellen, ohne Grund den Rettungswagen zu rufen oder uns zu beleidigen.

### **Bestimmte Häuser in sozial schwachen Vierteln in Dortmund soll der Rettungsdienst ohne Polizeiverstärkung gar nicht betreten. Wie verhältst du dich dann?**

Wenn klar ist, dass die Polizei mitkommt, warten wir in der Regel vor dem Haus in einem sicheren Abstand auf die Polizei. Sonst ist es selbstgefährdend. Es hat einen Grund, warum die Leitstelle die Polizei mitschickt. Wir gehen mit einem kleinen mulmigen Gefühl hoch. Aber eigentlich ist es wie in jedem anderen Einsatz, wir sehen nicht das Drumherum, sondern nur: Was hat der Patient?

### **Hattest du schon einmal Angst im Einsatz?**

Ich hatte einen Einsatz, bei dem unser Patient nach einem Messer gegriffen hat. Er war betrunken und hatte eine psychische Vorerkrankung. Ob der Angriff uns galt oder sich selbst, war nicht klar. In der Situation war ich kurz perplex, weil so etwas nicht alltäglich ist. Gerade wenn ein Messer im Spiel ist, ist die menschliche Reaktion, wegzulaufen und sich selbst in Sicherheit zu bringen, bevor etwas Schlimmeres passiert. Darüber hinaus darf ich mich nicht äußern, weil ich nicht genau weiß, ob die Polizei aktuell ermittelt.

### **2017 wurden die Gesetze so verschärft, dass Täterinnen und Tätern bei einem tätlichen Angriff nun bis zu fünf Jahre Haft drohen. Reicht das?**

Wenn es durchgesetzt würde und die Leute ihre Strafe bekommen würden, ja. Aber häufig sind die Patienten betrunken oder psychisch krank. Das mildert die Strafe. Oder das Gericht entscheidet, dass sie nicht verurteilt werden können.

### **Du hast noch keine Anzeige erstattet. Warum nicht?**

Das Problem ist, dass es vom Angriff bis zum Gerichtsverfahren sehr lange dauert. Ich habe mich gefragt: Bringt mir das wirklich was? Bei Kollegen, die in Bezug auf körperliche Gewalt eine Anzeige gestellt haben, war das Gerichtsverfahren erst ein halbes Jahr bis Jahr später. Die Täter wurden häufig freigesprochen, weil sie zu betrunken und damit schuldunfähig waren. Ich wünsche mir, dass Sanktionen durchgesetzt werden und nicht im Sand verlaufen.

Wenn die Täter einen Freispruch erhalten, werden sie nicht sensibilisiert und machen immer weiter.

### **Vielen Menschen mangelt es offenbar an Respekt. Deshalb haben die Gewerkschaften der Polizei und der Deutschen Feuerwehr die Kampagne „Respekt?! Ja bitte!“ gestartet. Du bist ein Teil davon. Worum geht es?**

Wir werben für mehr Respekt gegenüber Einsatzkräften und versuchen, mit kurzen Videosequenzen die Aufmerksamkeit der Leute zu erlangen. Sie sollen nachdenken, bevor sie das nächste Mal jemanden von uns beleidigen oder angreifen. Alle sollen sich bewusst machen, dass in der Uniform ein Mensch steckt. Und vor allem ist uns wichtig, dass wir nicht in die Opferrolle gedrängt werden. Meine Aufgabe in der Kampagne ist es, die Seite des Rettungsdienstes widerzuspiegeln und zu zeigen, dass die Angriffe nicht nur älteren Kollegen gelten, sondern auch Auszubildenden. Die Leute, die mich beleidigen, sind teilweise so alt wie ich, wenn nicht sogar noch ein bisschen jünger.

### **Trotzdem möchtest du diesen Beruf ausüben. Warum?**

Es war immer mein Kindheitstraum. Ich arbeite gerne mit und am Menschen und mache das für die Menschen, die wirklich auf unsere Hilfe angewiesen sind. Auch Menschen, die uns angreifen, brauchen unsere Hilfe. Da ist es wichtig, nur den Patienten zu sehen und ihm respektvoll gegenüber zu treten. Das ist nicht einfach, aber wir helfen den Menschen und verurteilen sie nicht.

# Respekt ist nicht verhandelbar!

In jedem Heft schreiben wir eine Mail, dieses Mal an Bundesjustizministerin Christine Lambrecht. Unsere Autorin fordert, die Strafen bei Gewalt gegen Rettungskräfte härter durchzusetzen – und damit Retterinnen und Rettern mehr Respekt entgegenzubringen.

TEXTLEONIE ROSENTHAL

Neue Nachricht: Gewalt gegen Rettungskräfte — □ ×

Von: Leonie Rosenthal

An: Christine Lambrecht

Betreff: Gewalt gegen Rettungskräfte

Sehr geehrte Frau Justizministerin Lambrecht,

stellen Sie sich folgende Situation vor: Während eines Rettungseinsatzes werden Sie mit einem Messer bedroht und massiv beschimpft. Doch das Strafverfahren gegen die Täterinnen und Täter läuft ins Leere. Die Begründung: Die Angreiferin oder der Angreifer sei betrunken und somit nicht zurechnungsfähig gewesen.

Das darf nicht sein. Der Staat muss seine Rettungskräfte schützen. Diese gewalttätigen Situationen häufen sich. 64 Prozent der befragten Rettungskräfte in NRW sind innerhalb von zwölf Monaten Opfer von Gewalt geworden. Davon sind 60 Prozent verbal angegriffen worden, 49 Prozent nonverbal – also mit rüden Gesten – und 13 Prozent körperlich. Das zeigt eine Studie der Ruhr-Universität Bochum, in der Kriminologen im Auftrag des NRW-Innenministeriums die Gewalt gegen Rettungskräfte in NRW untersucht haben.

Oft stellen Staatsanwaltschaften die Ermittlungsverfahren wegen Geringfügigkeit ein. Quasi ein Freifahrtschein für die Gewalt gegen Retterinnen und Retter. Im Mai 2017 hat die Regierung die Gesetze zwar verschärft: Nun drohen Täterinnen und Tätern bei einem tätlichen Angriff zwischen drei Monaten und fünf Jahren Haft. Damit steht fest: Die Grundlage für härtere Strafen besteht sogar. Die Umsetzung bleibt mangelhaft.

Das ist nicht zu entschuldigen. Die Rettungskräfte müssen bei einem Einsatz um ihre Gesundheit fürchten. Die Verletzten können nicht angemessen versorgt werden. Im Einsatz zählt jede Minute. Warum sollte bei so einer Gefahr noch jemand diesen Beruf ergreifen? Erst müssen Helferinnen und Helfer schlimme Attacken erdulden. Und dann macht der Staat es ihnen so schwer, gegen diese Angriffe wirksam vorzugehen.

Täterinnen und Täter müssen endlich die Härte des Gesetzes zu spüren bekommen. Diejenigen, die uns in Not helfen, haben unseren Respekt verdient. Setzen Sie sich dafür ein, dass der Staat seine Helferinnen und Helfer verteidigt!

Mit freundlichen Grüßen  
Leonie Rosenthal

Senden 

# Alles spielt nach seiner Pfeife

Cedric Gottschalk steht fast jedes Wochenende auf dem Fußballplatz. Neben seinem dualen Studium kickt er aber nicht selbst, sondern pfeift Spiele als Schiedsrichter, unter anderem in der Oberliga. Als Schiedsrichter-Assistent ist er sogar in noch höheren Klassen unterwegs.

TEXT TIM HÜBBERTZ FOTO NIKLAS HONS



Es ist ein regnerischer Herbsttag im Schatten der Gelsenkirchener Arena auf Schalke. Im roten Trikot führt Cedric Gottschalk 22 Spieler auf den Platz des Schalcker Trainingsgeländes. Es ist das kleine Revierderby der U19-Junioren in der Bundesliga West: FC Schalke 04 gegen VfL Bochum. Die Spieler stehen zum Anstoß bereit. Cedric schaut nochmal auf seine Uhr, dann pfeift er an.

Seit 2012 ist Cedric Schiedsrichter. Mittlerweile leitet der 22-Jährige Spiele in der U19-Bundesliga und gelegentlich in der Oberliga bei den Senioren. Als Schiedsrichter-Assistent ist er in noch höheren Klassen im Einsatz – in der Regionalliga West, der vierthöchsten deutschen Spielklasse. Dort steht

Cedric an der Seitenlinie, wenn Traditionsclubs wie Rot-Weiß Essen oder Alemannia Aachen aufeinandertreffen. All das macht er neben seinem dualen Studium „Business Administration“ an der FOM Hochschule in Essen.

Während der Partie zwischen Schalke und Bochum spricht der Student immer wieder in ruhigem Ton mit den Spielern und seinen Assistenten. Nach etwa einer Stunde wird es kurz hitzig: Der Ball ist längst geklärt, als ein Stürmer der Schalcker einen Bochumer Verteidiger von den Beinen holt. Der Bochumer Torwart rennt auf den Schalcker zu. Kurz stehen beide Kopf an Kopf gegenüber. Cedric bleibt entspannt und löst die Situation schnell auf. Der Job des Schiedsrichters ist oft undankbar. Er muss Kritik und Beschuldigungen von Fans und Spielern ertragen. Cedric stört das nicht: „Das geht vollkommen an mir vorbei. Wenn ich ein Spiel leite, bin ich im Tunnel.“ Nach 90 Minuten hat er vier gelbe Karten verteilt – eine für Schalke, drei für Bochum. Das Spiel endet torlos.

Was Cedric davon überzeugt hat, Schiedsrichter zu werden? „Anfangs definitiv die Möglichkeit, Bundesliga-Spiele zu schauen“, sagt er. Als Schiri kommt er ab und zu umsonst ins Stadion. Seit er höher pfeift, bleibt dafür aber keine Zeit. Im Monat leitet er ungefähr sechs bis acht Spiele. Vor dem Spiel muss er sich warmlaufen, dann 90 Minuten auf dem Platz das Spiel leiten. Hinterher besprechen Beobachter mit ihm seine Leistung. Auch wenn Cedric kein Spiel leitet, hat er zu tun: Er nimmt an Lehrgängen teil und muss sich fit halten. Sein Studium leide nicht darunter.

„Mittlerweile ist das meine Leidenschaft. Ich sehe es als eine Herausforderung. Wenn ein Spieler auf dem Platz zum Beispiel für Unruhe sorgt, nehme ich ihn mir kurz zur Seite und rede mit ihm“, erklärt er. Cedric beschreibt sich als kommunikativen Schiedsrichter, ohne dabei der „Kumpel“ zu sein: „Das habe ich am Anfang versucht, ist aber auf Dauer nicht gut, weil man so den Respekt der Spieler verliert.“ Für ein U19-Bundesligaspiel wie Schalke gegen Bochum bekommt Cedric 200 Euro, ein Spiel in der Regionalliga bringt ihm 100 Euro. Auch die Anreise wird ihm erstattet. Cedrics nächstes Ziel: In der Regionalliga als Hauptschiedsrichter pfeifen. In höheren Ligen geht es in größere Stadien. „Es ist natürlich schon ein Unterschied, ob man vor hunderten oder vor tausenden Zuschauern pfeift.“

# WASSER WASSER WASSER ÜBERALL

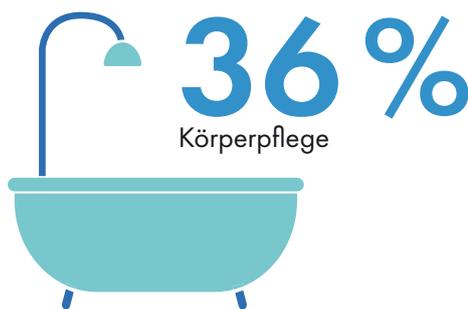
Wasser ist für Menschen lebensnotwendig. Dabei machen wir uns selten Gedanken darüber, wie viel Trinkwasser wir eigentlich verbrauchen oder woher das kommt, was so selbstverständlich aus dem Hahn läuft. Die wichtigsten Zahlen im Überblick.

RECHERCHE CAROLIN ENDERS GRAFIK ANNEKE NIEHUES

## DER UNTERSCHÄTZTE TOILETTENGANG

Pro Person verbrauchen wir in Deutschland täglich 121 Liter Wasser. Damit füllen wir fast eine Badewanne pro Tag. Beim Duschen, Kochen oder Putzen nutzen wir viel Wasser. Besonders der Verbrauch durch den Toilettengang wird unterschätzt.

Quelle: Statistisches Bundesamt



**12 %** Wäsche waschen



**9 %** Kleingewerbe



**6 %** Garten, Putzen, Autopflege



**6 %**  
Geschirrspülen

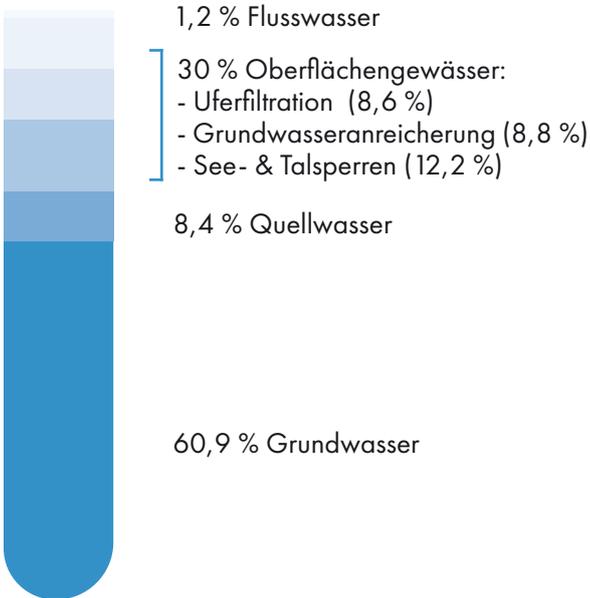
**4 %**  
Essen & Trinken



## WOHER UNSER TRINKWASSER IN DEUTSCHLAND KOMMT

Dass unser Trinkwasser nicht einfach frisch aus dem Wasserhahn in der Küche kommt, wissen wir. Die Methoden, wie es zuvor gewonnen wird, sind vielfältig.

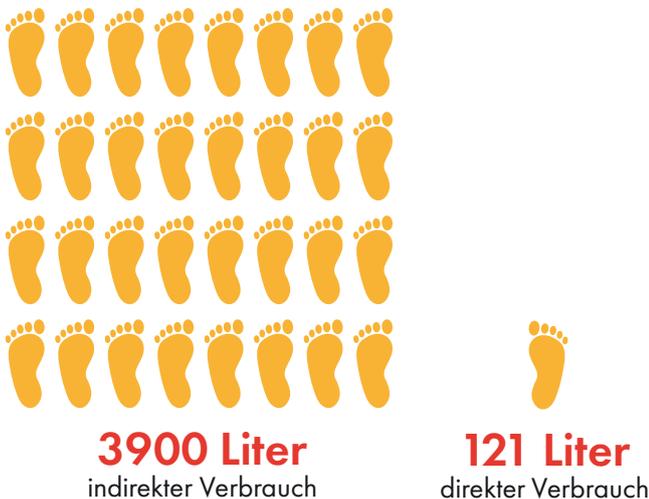
Quelle: Umweltbundesamt



## WELCHEN EINFLUSS LEBENSMITTEL UND KLEIDUNG HABEN

Der Wasserfußabdruck rechnet neben dem direkten das indirekt genutzte Wasser pro Tag mit ein. Mit dem indirekten Verbrauch ist die Menge gemeint, die zum Beispiel zur Herstellung unserer Lebensmittel und Kleidungsstücke verwendet wird.

Quelle: Umweltbundesamt

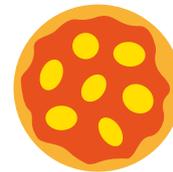
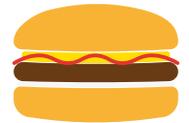


## EIN BURGER VERBRAUCHT ÜBER 2300 LITER WASSER

Für die Produktion unserer Lebensmittel und Kleidung verbrauchen wir Unmengen an Trinkwasser. Für die Produktion eines Burgers sind dies beispielsweise über 2300 Liter.

Quelle: Mekonnen and Hoekstra – waterfootprint.org / WWF-Analyse 2014

1 Burger  
= 2353 Liter



1 Pizza Margherita  
= 1260 Liter

1 Glas Bier (250 ml)  
= 74 Liter



1 Tasse Kaffee (125 ml)  
= 132 Liter

1 Baumwoll-T-Shirt  
= 2495 Liter



1 Glas Kuhmilch (250 ml)  
= 255 Liter





# IST DA JEMAND?

Geister gibt es nicht – oder doch? Dieser Frage gehen die Ghosthunter NRWUp bei ihren paranormalen Untersuchungen nach. Ohne Staubsauger auf dem Rücken, aber mit dem Glauben an das Unerklärliche. Unsere Autorin hat sie begleitet.

**TEXT**ANNIKA SCHOLZ

**FOTO**DANIELA ARNDT & GESINE BORN

Vier dunkle, kalte Wände. Die Decke ist niedrig, nur spärlich beleuchtet eine kleine Glühbirne den Panikraum. Dieser gehört zu einem Bunker, in dem bis zu 3000 Menschen gleichzeitig während des Zweiten Weltkriegs Schutz gesucht haben. Ich bin nur mit Ines und Hagen im Raum und bekomme trotzdem Beklemmungen. Manchmal ist Stille lauter als jeder Schrei. Plötzlich, ein Schleifen. Der ächzende Ton kommt von oben. Erschrocken blicken wir an die Decke. Das Schleifen wandert von der einen Ecke des Raumes langsam in die andere. Ein Geräusch aus dem Nichts. Eines, das von keinem von uns kommen konnte.

Dann beginnt Hagen zu lachen: „Das sind bestimmt Thomas und Claudia, die lustig sein wollen. Ist über uns ein Raum? Da sind sie bestimmt hin und machen Geräusche.“ Hagen öffnet die schwere Tür, es knarrt. Sie sind nicht oben. Thomas und Claudia stehen vor uns. Von ihnen konnte das Geräusch nicht kommen.

## ES GEHT NICHT NUR UMS GEISTERSUCHEN

Was klingt wie ein Horror-Film, ist Horror-Realität. Ines, Hagen, Thomas und Claudia sind Geisterjägerinnen und Geisterjäger und nennen sich Ghosthunter NRWUp. Sie tragen keinen Aluhut und schreiten auch nicht mit grünen Anzügen und Staubsaugern auf dem Rücken umher, um Geister zu fangen. Vielmehr

sind die Vier auf der Suche nach Erklärungen für unerklärliche Dinge.

Im Gegensatz zu anderen Geisterjäger-Gruppen geht es den Ghosthuntern nicht darum, unbedingt Geister zu finden. Sie sehen sich eher als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sagen sie. Sie machen an den Orten, die sie untersuchen, Foto- oder Videoaufnahmen, die sie nach Auffälligkeiten auswerten. Wenn sie etwas finden, heißt das nicht, dass es sich um ein paranormales Phänomen handelt. Die Ghosthunter suchen nicht nach Geistern, sondern versuchen, Mythen zu widerlegen. „Wir untersuchen zum Beispiel Burgen, von denen es heißt, dass es dort spukt“, sagt Thomas. Nur manchmal gebe es eben keine Erklärung.

Geisterjagd, nur ein verrücktes Hobby? Oder machen das Menschen mit Fähigkeiten, die Normalos nur nicht nachvollziehen können? Das will ich herausfinden und werde selbst einen Abend zum Ghosthunter. Treffpunkt ist ein alter Bunker am südöstlichen Rand des Ruhrgebiets. Der Mond versteckt sich hinter Wolken, kein Licht fällt auf das Gebäude. Bröckelnder Putz an den Mauern, Gitter vor den Türen. Dann schnellst mein Blick Richtung Straße. Ein kleines rotes Auto, beklebt mit Blumen, biegt ein – kein schwarzer Van mit verdunkelten Scheiben, wie ich vermutet hatte. Thomas und Claudia steigen aus. Direkt nach ihnen treffen Ines und Hagen ein. Zuerst begrüßt mich Thomas – schwarzer Pullo-

ver, blaue Jeans, rahmenlose Brille – mit einem freundlichen Hallo. Der juristische Mitarbeiter in einer Anwaltskanzlei glaubt, dass Menschen wiedergeboren werden und dass viele Vorkommnisse durch das menschliche Wissen nicht erklärt werden können. „Mit dem Wissen, das wir in 50 Jahren haben, ist es vielleicht erklärbar. Vielleicht gibt es noch andere Universen, von denen wir einfach nichts wissen“, sagt er.

## KALT, DUNKEL, MYSTISCH – DER PERFEKTE ORT

Viele bei den Ghosthuntern denken ähnlich wie Thomas. Doch es gibt auch Personen in dem 13-köpfigen Team, die eher skeptisch sind und Geistern und paranormalen Phänomenen nicht so offen gegenüberstehen. „Wir haben einen Archäologen im Team, der glaubt nicht an Geister. Aber das ist gut für uns und auch wichtig“, sagt Thomas. Nach Thomas begrüßen mich die anderen drei. Alle sind zwischen 35 und 55 Jahre alt. Hagen arbeitet als Programmierer, Ines ist Altenpflegerin und Claudia Bürokauffrau. Mit Paranormalität haben die vier also eigentlich nichts zu tun. Der Gruselfaktor sinkt auf null. Vorerst.

Im Gebäude steigen wir eine Betontreppe hinab zu einer schweren Eisentür. Dahinter beginnt der Bunker. Wir kommen in einen schmalen Flur, von dem es in kleine quadratische Räume geht. Licht kommt nur von vereinzelt Glühbirnen an der Decke. An den



Während des Zweiten Weltkriegs haben Menschen im Bunker Schutz gesucht – heute ist er ein Museum.



Im Kino wird eine Nachtsichtkamera aufgebaut – wäre ein Geist anwesend, könnte man ihn auf den Aufnahmen erkennen.

Wänden hängen Plakate in altdeutscher Schrift. Die Ghosthunter suchen die Plätze für ihre paranormalen Untersuchungen genau aus. Sie gehen meistens an Orte, um die sich Geschichten und Mythen ranken – so wie die Geschichte des Weltkriegsbunkers.

Meine erste paranormale Untersuchung findet im einstigen Kino des Bunkers statt. Thomas, Ines und Claudia setzen sich auf Stühle im vorderen Teil des Raumes. Sie sind mit einem Gaußmeter ausgestattet, einem kleinen schwarzen Kasten mit kleinem Lämpchen. Es soll die magnetische Dichte im Raum messen. Wenn diese normal ist, leuchtet das Lämpchen grün. Weicht die magnetische Dichte ab, ändert sich die Farbe. Außerdem zeichnet Claudia mit einem Aufnahmegerät den Ton mit, um diesen nach der Untersuchung auf Auffälligkeiten auszuwerten. Damit hatten die Geisterjäger schon einige Male Erfolg, berichtet Thomas. Einmal hätten sie die Stimme einer alten Frau auf einer Aufzeichnung wahrgenommen. Während der Untersuchung sei jedoch keine anwesend gewesen. „Als der Mann, der uns mit der paranormalen Untersuchung beauftragt hat, die Stimme hörte, erkannte er sofort die Stimme seiner Mutter. Sie war kurz vorher verstorben“, sagt Thomas. Für mich klingt das unvorstellbar, aber ich kann mir auch nicht vorstellen, dass Thomas sich so eine Geschichte ausdenkt.

Hinten im Kino bauen Hagen und ich eine Nachtsichtkamera auf, denn für die Untersuchung wird das letzte Licht

im sowieso schon spärlich beleuchteten Bunker ausgeschaltet. Wenn ein Geist im Raum anwesend wäre, könnte es sein, dass man ihn später auf den Aufnahmen erkennen könne, sagt er.

Dann wird es ernst. Hagen löscht das Licht. Es ist stockdunkel. Stille, jetzt wird nicht mehr geredet. Nichts passiert. Nach ein paar Minuten reagiert Thomas: „Wenn hier noch jemand ist, den wir nicht sehen können, würden wir uns freuen, wenn du dich irgendwie bemerkbar machen könntest. Vielleicht indem du gegen eine Wand klopfst oder einen von uns berührst.“

#### **Stille.**

„Du kannst auch eine Tür auf dem Gang zuschlagen.“

#### **Stille.**

Wie versteinert sitze ich da. An Geister glaube ich nicht, auch nicht an übermenschliche Phänomene. Doch in diesem Moment schießt mir nur ein Gedanke durch den Kopf: Bitte lass jetzt keine Tür knallen, bitte. Nichts passiert. Auch das Lämpchen am Gaußmeter bleibt grün. Die anschließende Auswertung der Tonspur bleibt ebenfalls ohne Ergebnis. Ich gehe mit Ines und Hagen in einen anderen Raum: den Panikraum.

Es folgen die Stille, das plötzliche mystische Schleifen an der Decke, Thomas und Claudia, die nichts mit dem Geräusch zu tun haben. Als wir den Panikraum wieder

verlassen, versucht Hagen das Geräusch auf der Aufnahme der Kamera zu finden. Doch die war genau zu jenem Zeitpunkt aus, da die Kamera die Aufnahme nach sieben Minuten von selbst beendet. Auch das Tonaufnahmegerät liefert keinen Hinweis, denn das hatte Hagen vergessen einzuschalten. Das Gaußmeter hatte ebenfalls nicht reagiert.

Ich habe keine Ahnung, wo das Geräusch herkam; geschweige denn, was es sein könnte. Aber für mich steht trotzdem fest: Es war bestimmt kein Geist. Ich bin fest davon überzeugt, dass es für alles eine rationale Erklärung geben muss. Trotzdem ist es mir unheimlich. Thomas schaut mich mit leuchtenden Augen an: „Genau das ist es, was das, was wir tun, so spannend macht. Es kann lange nichts passieren, aber wenn, dann sind wir sofort Feuer und Flamme. Es ist der Reiz, das zu erklären, was wir nicht verstehen.“

Auch für die Ghosthunter deutet das Schleifen noch lange nicht auf einen Geist. Es ist für sie auch nichts Paranormales, sagen sie. Aber etwas, das sie sich gerade nicht erklären können. Etwas, weshalb es sich lohnt, noch ein weiteres Mal in den Bunker zurückzukehren. Wir verlassen den Bunker. Als wir die Betontreppe wieder hinaufgehen, steht dort die Frau, die den Bunker verwaltet. Natürlich will sie wissen, was die Ghosthunter zu berichten haben. Als wir ihr von dem Geräusch erzählen, ist sie nicht verwundert. Über dem Panikraum sind Garagen, in denen Autos fahren. —



## Bernd Hader, Buchautor Über Geister und paranormale Phänomene

**F**rüher glaubte Bernd Harder selbst an das Unerklärliche. Heute ist er Mitglied der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von paranormalen Phänomenen (GWUP). Ein Gespräch über das Unerklärliche, die Geisterjagd und falsche Wahrnehmung.

### **Gibt es paranormale, also nicht erklärbare Phänomene?**

Nein. Wenn es paranormale Phänomene geben würde, würde das allen gesicherten Erkenntnissen widersprechen. Unser gesamtes Wissen in der Physik, Medizin oder Chemie müsste neu geschrieben werden. Und ein solches Phänomen, das diese jahrelang erlangten Erkenntnisse über den Haufen werfen würde, kann es nicht geben.

### **Also braucht es keine Geisterjägerinnen und -jäger?**

Für mich sind Geisterjäger Technik-Freaks. Sie kaufen im Baumarkt eine Ausrüstung, die möglichst futuristisch aussieht: Geräte zur Messung elektromagnetischer Felder, Infrarot-Thermometer, Tonbänder und was nicht alles. Selbst wenn es Geister geben würde, wissen wir nicht, mit welchem Equipment wir diese aufspüren könnten, da wir nicht wissen, welche Eigenschaften sie haben.

### **Trotzdem finden die Menschen bei der Geisterjagd immer wieder unerklärliche Dinge.**

Bei Geisterjägern läuft es so: Alles, was das Equipment anzeigt und sie nicht erklären können, soll ein Geist sein. Aber das ist nicht so. Starke Temperaturschwankungen kommen in jedem alten Gebäude vor, da sie schlecht isoliert sind. Elektromagnetische Felder findet man alle zwei Meter, weil fast überall unbekannte elektrische Leitungen liegen. Auch geheimnisvolle Stimmen auf Tonbändern lassen sich erklären. Kein

Gerät ist gegen äußere Einflüsse gesichert. Überall gibt es Funk von Polizei oder Krankenwagen. Natürlich überschneiden sich da manchmal Frequenzen und Geräusche landen auf dem Tonband.

### **Warum sind sich manche Menschen dann so sicher, etwas Paranormales erlebt zu haben?**

Menschen sind überzeugt, eine fehlerfreie Wahrnehmung von ihrer Umgebung und sich selbst zu haben. Viele denken, dass Wahrnehmung wie ein Videorekorder funktioniert, dass es eine perfekte Aufnahme und Wiedergabe gibt. Das ist Quatsch. Viele Dinge oder Effekte, die unsere Wahrnehmung beeinflussen, bekommen wir gar nicht mit. Unser Gehirn ist nicht programmiert, die Wahrheit wiederzugeben, sondern Sinn zu schaffen. Es ordnet und formt Informationen so um, dass sie zu unserem Weltbild passen. Das glauben Menschen oft nicht, da sie nicht an ihrer Wahrnehmung zweifeln wollen.

### **VOM GEISTERJÄGER ZUM SKEPTIKER**

Bernd Harder ist 53 Jahre alt und arbeitet als Redakteur für verschiedene Zeitschriften. **Früher glaubte er selbst an Ufos, Geister oder das Bermudadreieck.** Doch ihn störten die fehlenden Beweise. Seit 1983 ist er Mitglied der GWUP, der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften. Diese steht dem Geisterglauben kritisch gegenüber. Sie setzt sich aus Menschen verschiedener Berufsgruppen zusammen, zu denen auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehören. **Harder veröffentlichte zahlreiche Bücher zu Themen des Übernatürlichen.**

# Make Winter great again!

Das Ruhrgebiet hat in der kalten Jahreszeit viel zu bieten: Schlittschuhlaufen vor Bergbaukulisse, klassische Musik von internationalen Künstlerinnen und Künstlern und eine Party unter Sternen. Fans von Agenten-Filmen kommen im Dortmunder U auf ihre Kosten.

TEXTROMAN WINKELHAHN FOTO KURT BUCHWALD & KULTURSERVICE RUHR/ANNIKA FUSSWINKEL



## AGENTEN ALS SCHAUSPIELER

**Was?** Wie sah das freiheitsliebende künstlerische Leben in den Ländern der ehemaligen UdSSR aus? Diese Frage beantwortet die Ausstellung „Artists & Agents – Performancekunst und Geheimdienste“ im Dortmunder U. Es zeigt sich: Außergewöhnliche schauspielerische Leistungen gab es nicht nur im Theater. Auch Agentinnen und Agenten schlüpfen in Rollen, um Kunstaktionen, die dem kommunistischen Regime nicht gefielen, aufzudecken und einzustellen. Ermittlende wurden so plötzlich selbst zu Künstlerinnen und Künstlern. Alles streng geheim natürlich.

**Wo?** Dortmunder U, Leonie-Reygers-Terrasse, 44137 Dortmund  
**Wann?** bis 22. März 2020  
**Wie viel?** Eintritt frei  
**Web?** dortmunder-u.de

## SCHLITTERN AUF DER ZECHE

**Was?** Dort übers Eis schlittern, wo früher unter Tage malocht wurde: Auf dem Gelände des Weltkulturerbes Zeche Zollverein können Besucherinnen und Besucher im Winter für einige Wochen Schlittschuh fahren – charmante Ruhrpott-Atmosphäre inklusive. Zwischen faszinierenden Lichtinstallationen an Schornsteinen und Industriehallen lassen sich hier die Kufen schwingen. Am Samstag, den 4. Januar, gibt es eine Party on ice.

**Wo?** UNESCO-Welterbe Zollverein, Kokereiallee, 45141 Essen  
**Wann?** bis 5. Januar 2020  
**Wie viel?** 7 Euro, ermäßigt 5 Euro  
**Web?** zollverein.de (auch für genaue Öffnungszeiten)

## EINFACH REINHÖREN

**Was?** Wer kann behaupten, schon einmal bei der Probe einer der besten Philharmonien Deutschlands gewesen zu sein? In Dortmund geht das: Hier gibt es regelmäßig öffentliche Proben, so auch am Abend vor dem vierten Philharmonischen Konzert. Es steht unter dem Titel „Wien“. Stargast ist die Niederländerin Harriet Krijgh am Violoncello. Entspannt Musik von Johann Strauß (Sohn) und Johannes Brahms hören, Musiker in ihrem Berufsalltag erleben – alles ohne strenge Konzert-Etikette.

**Wo?** Konzerthaus Dortmund, Brückstraße 21, 44135 Dortmund  
**Wann?** 20. Januar 2020, 18.30 Uhr  
**Wie viel?** Eintritt frei  
**Web?** theaterdo.de

## BEATS UNTER STERNEN

**Was?** Klaus Fiehe wurde mit seiner 1-Live-Show „Raum & Zeit“ als experimentierfreudiger Radio-DJ bekannt. Sein Repertoire reicht vom Mainstream bis hin zu atmosphärischen Klangversuchen, die so noch keiner im Radio gehört hat. Fiehe wird im Januar im Planetarium Bochum auflegen. In dieser Location läuft aktuell die Elektro-Reihe „DJ&SPACE“. Wer nicht mehr bis zum Sommer warten will, um unter den Sternen zu raven, sollte sich das Event auf keinen Fall entgehen lassen.

**Wo?** Planetarium Bochum, Castroper Straße 67, 44791 Bochum  
**Wann?** 25. Januar 2020, Einlass 20.30 Uhr, Beginn 21 Uhr  
**Wie viel?** 19,50 Euro, ermäßigt 17,50 Euro (inkl. VVK-Gebühren)  
**Web?** klangspaere-festival.de



# Völkerball mit Pfeil und Bogen

Wie Katness Everdeen aus „Die Tribute von Panem“ mit Pfeil und Bogen auf heranstürmende Gegnerinnen und Gegner zu schießen, ist für viele ein Kindheitstraum. Bei der Sportart Arrow-Tag geht das. Unsere Autorin hat es im Alma Park Gelsenkirchen ausprobiert. Dabei hat sie blaue Flecken riskiert und bekommen.

TEXT ANABEL SCHRÖTER FOTO MAGNUS TERHORST

Hoffentlich bekomme ich keinen Pfeil ins Gesicht. Das war mein erster Gedanke, als ich in der Facebook-Timeline auf Arrow-Tag aufmerksam wurde. Trotzdem möchte ich diese Sportart ausprobieren. Arrow-Tag erinnert ein wenig an Völkerball. Nur eben mit Pfeil und Bogen. In zwei Teams von drei bis fünf Personen geht es auf ein Indoor-Fußballfeld. Ziel ist es, alle Gegnerinnen und Gegner oder alle fünf Ziele auf dem Spielfeld mit Schaumstoff-Pfeilen zu treffen. Luftkissen dienen als Versteck, um sich vor den Pfeilen der Gegnerinnen und Gegner zu schützen.



Ich habe mir fünf Freundinnen und Freunde geschnappt, die mich beim Arrow-Tag begleiten. Unser Ziel: der Alma Park in Gelsenkirchen. Angst und ein bisschen Skepsis kommen auf dem Weg in mir hoch. Wie schmerzhaft wird das Spiel? Ist diese Sportart wirklich so lustig, wie sie im Internet aussieht? Bevor wir starten, erklärt uns ein Mitarbeiter die Spielregeln und den -ablauf. Dann müssen wir uns einen schmalen Unterarmschoner und eine Brille umschnallen, die an eine Taucherbrille erinnert.

Erste Runde: Zu Beginn liegen die Pfeile auf der Mittellinie, die Bogen auf der Außenlinie. Der Countdown läuft. Wir stehen auf der Außenlinie und warten bis zum Startzeichen. Drei, zwei, eins, wir rennen los. Als erstes wollen wir möglichst viele Pfeile erhaschen, dann laufen wir zum Bogen.

Meine ersten Schüsse fliegen keinen Meter weit. Nach einigen Versuchen gelingt es endlich. Der Trick: Den Pfeil vorne nur in die Halterung des Bogens legen und nicht mit den Fingern festhalten. Dann spanne ich den Bogen so fest ich kann

und ziele. So geht es ein paarmal hin und her bis ich dann doch im Gesicht getroffen werde. Da mich nur der Schaumstoff des Pfeils streift, tut es zum Glück nicht weh. Mit dem Treffer bin ich ausgeschieden. Wenn jemand aus meinem Team einen Pfeil fangen würde, wäre ich wieder dabei – wie beim Völkerball.

Nach einigen Minuten mischen wir die Mannschaften. Diesmal ist das Spiel deutlich ausgeglichener. Es gelingt immer besser, zu zielen, und bei der Teamarbeit geht es aufwärts. Immer wieder rufen wir „Achtung“ oder „Pass auf“. Allmählich entwickeln die Mannschaften eine Taktik. Vom Versteck aus schnell einen Pfeil holen und zurück, abwarten bis eine Gegnerin oder ein Gegner sich

aus dem Versteck traut – und dann versuchen alle, gleichzeitig zu schießen. Als ich einen neuen Pfeil holen will, trifft mich ein anderer am Oberschenkel. Ich schreie auf. Diesmal sind die Schmerzen deutlich stärker. Nach wenigen Minuten bin ich allerdings zurück im Spiel, denn mein Team hat einen Pfeil gefangen. Zum Sieg reicht es trotzdem nicht.

Nach einer Stunde Arrow-Tag bin ich ziemlich fertig: Die Trendsportart macht viel Spaß, und ist ziemlich anstrengend. Blaue Flecken gehören leider dazu. Außerdem ist es sinnvoll, größere Teams zu bilden, da so ein besserer Spielfluss entsteht. Was mich stört, ist der Preis: 24 Euro pro Stunde für eine Person sind etwas teuer.

**Wo?** Almastraße 39, Gelsenkirchen  
**Wie?** Vom Hauptbahnhof Gelsenkirchen mit dem Bus 383 Richtung Betriebshof Ückendorf bis zur Haltestelle Almastraße. Von dort sind es nur noch wenige Meter zu Fuß.

**Wann?** Montags bis freitags von 15 bis 22 Uhr, am Wochenende von 10 bis 22 Uhr, nach Terminvereinbarung  
**Wie viel?** ab 24 Euro pro Person und Stunde  
**Web?** [www.alma-park.de](http://www.alma-park.de)

# Sudoku

				6		2	9
1		7		8		5	
	9	3		4			
8		2		7			
		1	8	5	2	3	
			1			8	2
			4			7	8
	7			2		5	4
4	1		7				

			9			5		3
		5		7			8	
	7	3					6	2
		4		9	3		1	
	6						4	
	3		6	4		2		
3	5					1	2	
	8			3		7		
2		1			7			

	3		2			9	7	
					5	2	4	1
				4				3
1	5		6				9	2
7	4				2		3	8
8				9				
9	6	1	3					
	2	4			8		1	

# Impressum

## HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

## PROJEKTLEITUNG

Prof. Dr. Wiebke Möhring (Vi.S.d.P.)

## REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, 44227 Dortmund

## REDAKTIONSLEITUNG

Julia Knübel, Sigrun Rottmann

## CHEFIN VOM DIENST

Viktoria Degner

## TEXTCHEFS

Janis Beenen, Timo Halbe

## TEXTREDAKTION

Leonie Freynhofer, Michelle Goddemeier, Till Krause,  
Julian Olk, Dominik Reintjes, Rebecca Wolfer,  
Lara Wantia, Christian Woop

## LAYOUT & GRAFIK

Jana-Sophie Brüntjen, Stephan Kleiber, Svenja Kloos,  
Anneke Niehues, Martin Schmitz

## FOTOREDAKTION

Daniela Arndt, Simon Jost, Magnus Terhorst

## PRODUKTION

Julius Kleiber (Smartiesvernichter vom Dienst),  
Stephan Kleiber (Administration & Technik)

## TEXTE DIESER AUSGABE

Sophie Emilie Beha, Finn Brockerhoff, Sophia Eickholt, Carolin Enders,  
Denise Friemann, Tim Hübbertz, Simon Kosse, Leonie Rosenthal,  
Simon Ruic, Tobias Schmidt, Annika Scholz, Anabel Schröter,  
Roman Winkelhahn

## FOTOS DIESER AUSGABE

Daniela Arndt, Niklas Hons, Simon Jost, Magnus Terhorst

## ILLUSTRATIONEN DIESER AUSGABE

Tabea Nur, Sandra Opitz, Nanna Zimmermann

## DRUCK

Lensing Druck GmbH & Co. KG  
Feldbachacker 16  
44149 Dortmund



